

Ein Protokoll des Tatsächlichen

Scriba

Nicht zum Verkauf bestimmt

Es war der letzte Atemzug vor dem tiefen Fall. Es war das letzte Erwachen vor dem ewigen Schlaf und es war der letzte Sonnenstrahl vor Einbruch des ewigen Winters. Bibbernde Kälte und bebende Finsternis. Zuckende Schatten, die von nirgendwo kommen und nirgendwo hingehören. Nichts als Ideen und Schemen, die willenlos durch das Nichts wuselten, sich verloren, sich fanden, nirgends hingehörten, von nirgendwo stammen wollten. Sie befanden sich in einer Blase, die stabiler war als Blei und Eisen, in einem Phantasma, das sicherer war als jeder Hauch der Realität, als jedes fundierte Wort. Sie gaben keinen Laut von sich, während sie brüllten und während sie züngelten und versuchten Bedeutung in Dinge zu hauchen, die bedeutungslos sind. Sein müssen. Um den Verstand zu wahren.

Der letzte Atemzug formte sich zu einem Laut und dieser Laut, er erhaschte sich eine Bedeutung, um die er nie gebeten hatte, saugte sich selbst aus, warf sich zum Fraß vor und wartete auf Rezeption.

Aber ich war allein und allein zu sein, in diesem Moment war es gut. Nicht nur gut. Am besten. Am ehrlichsten.

Am reichhaltigsten.

Wenn der Atemzug die Lippen verlassen hat und man springt, wenn man das letzte Mal die Augen aufschlägt, bevor die bleierne Schwere von Ewigkeit sich auf den Brustkorb legt, wenn man ein letztes Mal in das blendende Licht der Sonne starrt, bevor sie verschwindet, hält sich der Moment an. Die Zeiger verharren und auf die ganz eigene Weise ist es heilend. Verwirrend und einsam zugleich. Erfüllend und plärrend. Als ständen wir im Auge des Sturms und warteten darauf, dass er losbricht. Dass er sich umstülpt und uns ausspuckt.

Mich ausspuckt. Hinein in andere Welten. Und Ideen. In denen alles, was zu viel ist, um in Worte gefasst zu werden, sich zu einem Sinn ausdünn, den ich in schwachen Momenten zu greifen verstehe – und zu schätzen weiß.

Es war dunkel. Es war immer dunkel, selbst wenn die Sonne schien, regierte die Finsternis. Sie kam aus mir und sie ruhte auf jeder einzelnen Taste wie Pech, an dem meine Finger haften. Wie Pech, das mich tiefer in Buchstaben

und Worte zieht, in Gegensätzlichkeiten, die in ihrer Absurdität homogener sind als Synonyme.

Ich betrat diesen Pfad das erste Mal, da schlief ich. Es war dunkel, weil ich die Augen geschlossen hatte. Unweit von mir glühte ein winziges Licht, aber so mächtig es auch strahlen wollte, es wäre nie gut genug gewesen, um durch Morpheus Traumtücher zu dringen. Riss ich die Augen auf und versuchte mich zu ordnen, dann hielt dieses Licht die Schatten gerade weit genug von mir fern, damit ich atmen konnte. Dann war es gerade mächtig genug, um mich aus meinem selbst ausgehobenen Grab zu heben, in das ich mich legte, wann immer ich schlafen ging. Das der Traum über mir schloss, bis ich keine Luft mehr bekam und nicht mehr wusste, wohin ich gehen sollte. Weil ich eigentlich, in meiner tiefsten Seele, von Anbeginn an geknebelt war, gefesselt war, die Worte auf meiner Zunge spürte, sie aber nie zu formulieren, nie zu sprechen wusste.

Worte existieren, um Bedeutung in die Stille zu hauchen. Kaum dass ich sie benutzte, verloren sie ihren Sinn und die Stille war lediglich gebrochen von Stimme und wankelmütiger Idee. Beides war nie genug, um mir Gehör zu schenken.

Wenn ich träumte, wenn ich träume, dann fürchte ich mich. Ich verspüre eine panische Angst, weil es tiefer geht, weil es weiter geht, weil es kein Anfang gibt, kein Ende, und der einzige Anhaltspunkt das blinde Vertrauen dahinein ist, dass nichts unendlich sein kann, nur zu hoch für mein Verständnis und die Begriffe, die man mir in die Wiege gelegt hat.

Als ich dort war, war ich dunkel, aber mit jedem Schritt lichtete sich die Finsternis. Die Welt existiert, damit wir uns in einem Goldfischglas einsam fühlen können, gefangen in Schneekugeln, die niemals kalt sind, niemals schön, nur vorhanden. Wie jedes Wort, das je meine Lippen verließ.

Ich sagte mir, diese Einsamkeit sei das, was ich verdient habe, und dieses Nichtwissen das, was ich provoziert habe.

In dieser absoluten Finsternis, fernab von dem Grab, das ich mir jeden Abend selbst schaufelte und fernab von dem leisen Knattern des Lichts, das die Schatten gerade weit genug vertrieb, damit sie mir beim Erwachen nicht die Luft aus den Lungen dreschen konnten, stahl sich ein Sonnenstrahl über die Ebene.

Ich kannte sie. Ich kannte sie immer.

Seitdem ich denken konnte, war ich dort Willkommen, wo niemand mich hingehen sehen konnte. Einst ging ich durch glühende, glänzende Tore in ein Traumreich von fließenden Wasserfällen, glucksenden Elfen und Feen, ganz gleich zu welcher Tageszeit. Wann immer ich gehen wollte, wartete man dort auf mich. Man wartete dort auf mich und man nahm mich an der Hand und was ich gelernt habe, lernte ich dort.

Als ich dieses Reich hinter mir lies, es vor mir selbst verschloss und beschloss, dass es klüger wäre, der Mensch zu sein, den ich in mir sehen will, wachte ich doch immer am gleichen Ort auf. Meter entfernt von diesen schimmernden Toren. Nur waren sie heute verschlossen. Nur ließ mich niemand ein, selbst wenn ich die gesamte Nacht damit verbrachte, weinend und bettelnd und schluchzend dort zu knien, wo ich einst nur Momente warten musste, bis man mich einließ.

Für mich gibt es zwei Fantasiewelten: die, die lehrt, und die, die raubt. Die, die mich erfüllte, verschloss ich vor mir selbst. Ich stieß mich aus zu meinem zweifelhaften Wohl. Ich verfluchte mich selbst für mein eigenes Wohlergehen und als ich eines Nachts schlafen ging, da war ich des Kniens, des Bettelns, des Flehens müde. Jedes Reich ist umzäunt und hinter den Grenzen wartet das nächste Abenteuer und solange ich Teil einer Welt sein konnte, in der Worte Bedeutung hatten und in der ich wusste, was ich sagen will, was ich bezwecken will, so sollte es mich nicht kümmern, ob dieses Land in Sonnenschein gebadet wurde oder sich in einem ewigen Dämmerlicht verliert.

Fantasie ist mein Schreckgespinst. Ich jage ihm nach wie es mir. Wir beide hetzen unseren eigenen Schwanz, um japsend und gurgelnd wieder zu Atem zu kommen.

Fantasie ist mein Elysium. Ich instrumentalisieren sie, um zu stehlen, was erklären könnte. Was erklären könnte, was ich meine, was ich suche, was ich versuche, zum Ausdruck zu bringen.

Die Fantasie verfolgt mich und ich verfolge sie und am Ende wollen wir beide das Gleiche: ein Buch, das genügt, um zu bedeuten. Ein Buch, das mehr ist, als nur eine leere Hülle, die auf eine leere Reise geht, um leere Triebe und leere Wünsche zu befriedigen, die austauschbar sind wie jeder Mensch, jeder einzelne Mensch im großen Weltgeschehen, selbst.

Die Welt, die ich betrete, sobald ich loslasse, ist simpel konstruiert. Zentral gelegen befindet sich ein Reich, das hinter hohen, weißen Mauern in Sonnenschein badet. Hin und wieder schwappt ein ausgelassenes Lachen vor die Tore und erinnert mich an vergangene Tage. Es ist das Herzstück dieses Gebiets. Die Sonne scheint nur in diesem abgegrenzten Teil. Ihr Licht schwappt bis vor meine Füße und je weiter ich gehe, desto dunkler wird es. Ich habe mich rechts von der Grenze entlangbewegt. Ich verspürte Angst, was irrsinnig ist in jeder seiner Facetten. Während ich diesen Weg das erste Mal beschritt, lag ich in meinem Bett. Das einzige, was ich fürchten musste, war mein eigener Körper und die Möglichkeit, dass mein Herz versagt, die Lungen, dass ich mich wie so oft zuvor in einem heftigen Traumkampf in meinem Kissen verfangen und keine Luft mehr bekomme. Nicht das eventuelle Versagen meiner Organe ließ mich zittern, sondern alles, was ich nicht wahrnahm. Alles, was da war, ohne dass ich es sehen konnte.

Mit dieser Welt ist es so: Man erkennt, was man bereit ist zu erkennen, und als ich das erste Mal dort entlangging, waren sie alle da, sie alle lauerten auf mich, aber ich wollte mich nicht auf sie konzentrieren. Der Schlamm haftete an meinen nackten Füßen, während ich mich von allem entfernte, was ich kannte, was ich liebte, und was ich niemals verlassen wollte.

Der klamme Boden zog eine schützende Schicht über meine Haut. Ich weiß nicht, was ich trug. Wahrscheinlich mein Nachtzeug. Wann immer es zu meinem eigenen Bekleiden in Träumen kommt, bin ich erschreckend un kreativ. Vielleicht weil jede Facette meines Wesens versteht, dass ich für diesen Ort ebenso verzichtbar bin wie für das Große Ganze. Wie für die gesamte menschliche Geschichte, in der ich ein namenloser Atemzug bin. Nicht der letzte vor dem tiefen Fall. Nur ein Atemzug wie jeder andere auch. Moleküle, die in die Lunge strömen, in das Blut gehen, verbraucht werden, in die Lunge gehen, ausgestoßen werden, verarbeitet werden, vergessen werden.

Der Weg änderte die Form, je häufiger ich ihn beschritt, aber in den meisten Fällen war er von einem dichten Wald überwuchert. Von dicken Ästen, dünnen, knackenden Zweigen, die nah genug beieinander waren, um das Sonnenlicht zu tilgen, bevor es aufgebraucht war.

Als ich diesen Weg das erste Mal ging, da wusste ich, dass er mir nichts Gutes will. Aber dass er mir all das geben kann, was ich mir ersehne. Er war klamm, er war düster und in jedem Winkel wisperte es. Wenn ich mich auf eine Stelle fokussierte, veränderte sie ihren Körper. Aus den dicken Eichenbäumen wurde ein Tor. Aus den Sträuchern ein schmaler Pfad, der durch das Gestrüpp führte. Und hinter all dem, hinter all dem lauerte etwas, das mich auf die gleiche Weise fürchtete wie ich es.

Ich war unbewaffnet. Selbst wenn ich gewusst hätte, wie ich mich verteidige, hätte ich verloren. Sie sind so gut, wie ich sie haben will, und in meiner Panik wären sie alle geschickter, schneller und stärker gewesen als ich. In dieser Panik, die mich die ersten Male niemanden sehen ließ.

Ich lief nur. Ich lief, manchmal rannte ich. Hin und wieder kam ich vom Weg ab, verlor mich in Treibsand, wurde von einem Moor aufgesaugt oder tapste ratlos durch den Wald.

Die ersten Nächte, sie waren die furchtbarsten. Ich wusste nicht wohin. Alles, was mir klar vor Augen stand, war, dass ich in dieses Reich nie wieder würde zurückkehren können. In die Sicherheit der Mauern, die das Sonnenlicht und das blubbernde Lachen gemeinsam mit wärmenden Umarmungen gefangen hielt. Später betitelte ich diesen Ort bitter als Kindheit. Ich habe sie vor mir selbst verschlossen und was mir blieb war alles, was an Glanz verloren hatte. Die ersten Nächte erwachte ich keuchend, jammernd, schreiend, und ich wünschte mir nichts, als ein einziges Mal, nur ein einziges, verdammtes Mal nicht dort aufzuwachen, wo ich immer hinreiste, sobald ich mich dem Schlaf hingab. Ich wollte nur einmal nicht dorthin, nur einmal nicht durch diesen Wald laufen, nicht in dem Treibsand versinken, nicht durch das Moor waten, nicht von Wölfen gejagt werden, bis mir das Herz in den Ohren schlug, ich mir die Arme und die Beine an Zweigen aufriss, denen Dornen wuchsen. Nur weil ich mich am meisten davor fürchtete, dass sie schmerzhafter sein konnten, als sie es ohnehin schon waren.

Diese ersten Nächte, die ich keinen Zugang mehr zu dem glühenden Herzen dieser Fantasiewelt hatte, verfiel ich in meiner Decke. Ich verhedderte mich in meinem Kissenbezug, ich strampelte gegen Wände und wann immer ich aufwachte, schienen die Schatten dichter über mir zu hängen. Mir stumm zu drohen, mir stumm Versprechungen zu machen, mich näher zu sich zu ziehen. Niemand weiß, was Schatten wollen. Nur sie selbst. Das Licht kämpfte gegen sie an, aber in diesen ersten Nächten, oft war es nicht genug. Mir saß

das Herz in der Kehle und die Panik auf der Zunge. Ich hätte geschrien. Ich hätte geschrien, wenn ich gewusst hätte, dass ich dann nicht dorthin zurückmüsste.

Oft war es zu früh, um aufzustehen, wenn ich mich aus diesem Dickicht gekämpft hatte. Diesem Dickicht, das immer und immer wiederkam, das nicht von mir abließ, das mich immer an den gleichen Ort führte, der sich mit meinen Befürchtungen veränderte.

Schliefe ich wieder ein, führte man mich in den tiefsten Kerker meiner Ängste und führte mich den Schreckgespenstern vor, die ich habe, seit ich denken kann. Nur rettete mich früher ein heilender Sonnenstrahl. Er blendete mich, bis ich laut genug schrie, um dem Traum entkommen zu können.

Seitdem die glühenden Tore vor mir verschlossen waren, blieb ich dort. Gefangen in Käfigen, zwischen züngelnden Flammen und schmelzenden Wachsfiguren, in einem Auto, das langsam auf den Grund des Sees sinkt, während ich gegen die Scheiben trommle und gegen die Türen trete, nur um trotzdem zu ertrinken.

Es dauerte einige Wochen, bis ich mich an das neue Träumen gewöhnte. An die neue Umgebung, an das neue Sein. An alles, was mich nun erwartete, und es brauchte Monate, bis ich die Angst hinunterschluckte und jede Veränderung hinnahm. Bis ich im Treibsand versank und mich nicht rührte, stehen blieb, selbst wenn die grollenden Wölfe auf mich zu schlichen.

Monate klingen lang, im Schlaf fühlten sie sich an wie Ewigkeiten. Schlussendlich waren sie nur eine winzige, fadenscheinige Ahnung von dem, was mich erwarten sollte.

Mir schmerzten die Füße vom Wandern durchs Dickicht. Es brachte nichts, wenn ich stehen blieb oder mich setzte. Ich kam nirgendwo hin und aufwachen, aufwachen konnte ich auch nicht. Wenn ich schon hier war, konnte ich zumindest versuchen, mehr zu entdecken als nur meine eigene Hand und den Anblick, der sich in mich eingebrannt hatte.

Ich weiß, dass ich erschöpft war, mir die Kleidung am Oberkörper klebte, obwohl ich mir nicht ausmalte, was ich trug. Ich weiß, dass ich mir wünschte, schlafen zu können. Nur ein einziges Mal. Auf eine Weise ruhen zu können, die sich erfrischend anfühlte und keinen Schrecken barg. Auf einer Wiese wegzudämmern oder dem eigenen Sehnen näher zu kommen. Glückliche zu sein. In diesen wenigen Stunden nichts als Geborgenheit zu spüren. Zweige zerkratzten mir die Haut und je mehr ich mich auf sie konzentrierte, desto

dichter wurde das Gestrüpp. Mir war so kalt und trotzdem schwitzte ich. Durst nagte an mir und ich wollte nur zurück nach Hause. Nicht schlafen. Nur aufstehen. Nur gehen. Immer gehen. Funktionieren. Die untätigen Stunden gegen tätige tauschen.

Und so sehr ich des Nachts diese Welt fürchtete, so dringlich sehnte ich mich tags in sie zurück.

In diesem Universum sehe ich nur das, was ich bereit bin zu erkennen. Alles andere existiert, aber scheint mir nichts anhaben zu können. Es ist einfach nur da. So wie ich einfach nur da bin. So wie du einfach nur da bist. So wie wir nur vegetieren, bis jemand beschließt, uns zu sehen und uns in seiner Welt somit Bedeutung und Existenz einzuräumen.

Ich wusste nicht, ob ich etwas suche, und falls ja, wen ich suche. Oder was. Ich wusste nur, dass ich laufe. Ich lief jede Nacht. Immer. Ich lief, bis mir die Füße bluteten, und manchmal fühlten sich diese Träume derart real an, dass ich am Morgen die Decke zurückschlug und meine Füße inspizierte. Einmal fand ich tatsächlich einen Splitter in meinem Unterarm, aber bevor ich panisch werden und mir einreden konnte, dass Fantasie und Realität sich überschneiden, erinnerte mich daran, dass ich in einem Bett mit Holzgestell schlief und so unwahrscheinlich es auch war, sich dort einen Splitter zu ziehen erschien mir deutlich realer, als ihn mir in einem Wald in das Fleisch gejagt zu haben.

Jede Nacht schlug ich genau den gleichen Pfad ein und er änderte oft genug seine Form, damit ich an mir selbst zu zweifeln begann. Dort schien ich schneller zu altern. Dort schien ich mich schneller selbst zu verlieren. Dort war alles derart brutal gleich, dass alles anders war.

Meine Knöchel hatten sich in Treibsand verfangen, das tausendste Mal in tausenden Nächten, die sich deutlich mehr anfühlten als sie waren. Ich war panisch, aber ich strampelte nicht. Wann immer ich unterging, wachte ich Momente später in meinem Bett auf. Die Schatten würden sich um mich schmiegen und das Licht mühevoll die Finsternis durchbrechen. Ich nahm es hin. Ich schaltete alles ab, während ich tiefer sank in ein Loch ohne Boden.

Eine Ahnung von Sonne senkte sich durch das dichte Geäst und ich konzentrierte mich auf diese Wärme, während der feuchte, eisige Sand sich langsam um meine Beine schloss und mich tiefer in seine Umarmung zieht.

„Willst du da jetzt ewig bleiben oder wie?“



Ich erschreckte mich. Mehr als ich mir selbst eingestehen will. Weil, schlussendlich schlief ich und es war auf seine ganz eigene Weise lächerlich, sich in einem Traum vor einer Fantasie zu erschrecken. Vor einer Idee, die mir selbst gekommen sein muss, und wenn sie mir nicht selbst gekommen war, für die ich zumindest bereit gewesen sein muss. Sonst wäre sie mir nicht erschienen.

Die Idee war ein feixender, weißhaariger Junge. Wilde Locken umgaben sein kreidebleiches Gesicht und der Mond schien anstatt einer Pupille in seinen blauen, nachthimmelgleichen Iriden zu sitzen. Er war zu attraktiv, um real zu sein oder um mich auf eine gute Weise zu beeindrucken. Die Arme hatte er vor der Brust verschränkt, ein dünnes, schwarzes Shirt am Körper und ein zwei Finger dickes Lederband um das linke Handgelenk geschlungen.

„Du ertrinkst darin“, erklärte er mir überflüssigerweise und trat näher an den Treibsand heran. Naserüpfend betrachtete er mich. „Ich will wirklich nicht gemein wirken oder so, aber du bist entweder drauf oder kommst nicht von hier.“

„Ich komme nicht von hier“, sagte ich, während der Sand sich um meine Oberschenkel schloss. Mir blieben noch einige Minuten, vielleicht sogar eine Stunde. Es kam immer darauf an, wie sehr ich zappelte. Blieb ich ruhig, hatte ich Zeit. Wand ich mich wie ein Wurm, wachte ich bald auf, nur um erneut einzuschlafen und mich in einem Käfig über einem grünbrodelnden Kessel zu befinden, das Gackern einer heruntergekommenen Hexe hinter mir.

Achselzuckend setzte er sich neben mich, weit genug entfernt, um nicht selbst von dem Treibsand ergriffen zu werden, ein Bein von sich gestreckt.

„Was machst du dann hier?“

„Schlafen.“

„Du ertrinkst.“

„Nein.“

„Doch, du ertrinkst.“ Er kicherte leise. „Glaub mir, da kommt kein Nilpferd und zieht dich raus. Du gehst einfach nur drauf.“

„Nein.“ Ich erinnere mich daran, dass ich schwer seufzte. Die Situation überforderte mich. Ich kannte ihn nicht. Bis er auftauchte, ging ich tatsächlich davon aus, dass es hier niemanden außer mir gab. Dass ich die einzige Person war, die außerhalb des glühenden Herzens dieses phantastischen Universums existierte und dort ruhelos auf und ab wanderte.

Er lehnte sich leicht zurück, die Stirn gerunzelt. „Ach“, sagte er schließlich.

„Was machst du dann? Übst du Schlammtauchen.“

„Nein.“ Ich hob eine Schulter. „Ich wache einfach auf.“

„Du wachst auf.“ Verständnislos sah er mich an. „Wie das?“

„Ich träume.“

„Ganz sicher nicht.“

„Doch.“ Ich versuchte die Kälte des Treibsands auszublenden. „Ich schlafe und du bist jemand, von dem ich träume.“

„Bezweifle ich.“ Er grinste. „Niemand ist so blöd und ertränkt sich selbst in seinen Träumen.“

„Das hier zu kontrollieren“, mit dem Kinn deutete ich vage auf meine Umgebung, „fällt mir noch schwer. Ich habe es nicht ganz verstanden. Wo ich vorher war, da veränderte sich alles genau so, wie es am besten für mich war.“

„Geh hier einfach vom Schlimmsten aus.“ Er fuhr sich mit einer Hand durch das weißlockige Haar und verfang sich mit den Fingern darin. „Ich bin dir hier noch nie begegnet.“

„Ich dir auch noch nicht“, sagte ich.

Augenrollend kam er auf die Beine. „Ist schon irgendwie klar, was?“ Seine Bewegungen waren geschmeidig wie die einer Katze, das Grinsen zu keck, als dass ich es mir einbilden könnte. Ich bin nie jemandem wie ihm begegnet und so faszinierend, so umwerfend er auch war, so sehr fürchtete ich mich auch vor ihm. Dieser Junge, er wirkte, als wüsste er genau, was er tun muss, um jemanden um seinen Finger zu wickeln. Er schien mir bis in die Seele zu sehen und je länger ich ihn betrachtete, desto mehr fürchtete ich mich vor ihm.

„Soll ich dir raushelfen oder willst du da drinbleiben, bis du aufwachst?“

Schneidender Spott lag in seiner Stimme.

„Du kriegst mich hier nicht raus“, sagte ich. „Das ist Treibsand.“

„Das ist Treibsand, ich bin eine Hexe. Manchmal ist es so einfach.“

Damals verstand ich nicht ganz, was er sagte. Hexen waren scheußliche, alte Gestalten. Eine besuchte ich in regelmäßigen Abständen, baumelte wimmernd in diesem rostigen Eisenkäfig an ihrer Decke, hörte das Flehen und Weinen der anderen Kinder und beobachtete, wie sie ihren Trank braute. In den nicht nur Kräuter fielen.

Manchmal träume ich noch immer von ihr. Wenn ich zu früh aufwache und wieder einschlafe. Beinahe als wollte sie mich auf ihre eigene, teuflische Art bestrafen.

„Willst du nun oder willst du nicht?“, fragte er mich ungeduldig. „Ich habe nicht den ganzen Tag Zeit.“

Anstatt einer Antwort bot ich ihm meine Hand an. Er griff nicht nach mir. Stattdessen fühlte ich festen Boden unter meinen Füßen und grausam langsam hob er sich. Der glatte, kühle Stein, bis ich auf ihm stand und nur noch einen kleinen Satz auf die andere Seite der Kuhle wagen musste.

„Mach dir nicht ins Hemd“, sagte er, dabei fürchtete ich mich nicht. Feixend bot er mir seine Hand an, die weißen, wirren Locken abstehend wie ein schiefer Heiligenschein. „Vladimir“, stellte er sich vor. „Du kannst mich Vlad nennen, wenn du willst.“ Sein schiefes Lächeln ließ mich mehr erschauern als der Stein, der auf dem Treibsand ruht.

„Ja“, sagte ich nur. Wenige Sonnenstrahlen kämpften sich zu uns auf den schlammigen Waldweg.

Naserümpfend verschränkte er erneut die Arme vor der Brust. „Du bist also nicht von hier“, wiederholte er.

„Genau.“

„Du träumst hiervon nur.“ Er warf mir einen prüfenden Blick zu.

Ich zuckte die Achseln. „So weit ich weiß, ja. Ja, schon.“

„Ist ja seltsam“, sagt Vladimir gedehnt. „Ich kann mich nicht erinnern, je einen Menschen gesehen zu haben, der träumt und an einem anderen Ort wach ist.“

Wie verwirrend dieser Augenblick für Vladimir gewesen sein muss, ging mir erst viel, viel später auf. Da lebst du, da kämpfst du, da setzt du alles daran, um zu verwirklichen, was du sein willst, und alles, was übrigbleibt? Ist ein kleines Mädchen im Treibsand, das dir eröffnet, es träumt von dir.

Ich war zwölf Jahre alt, als ich Vladimir das erste Mal begegnete, und er jagte mir eine furchtbare Angst ein. Inzwischen zähle ich ihn zu einem meiner engsten Freunde. Insofern jemand, mit dem man einen Traumhandel abschließt, jemals ein Freund sein kann.

„Willst du hier jetzt ewig stehen bleiben?“, fragte er mich, eine weiße Braue leicht gehoben.

Ich zuckte die Achseln. Wahrscheinlich würde ich weitergehen, sobald er fort war.

„Der Wald ist langweilig“, sagte Vladimir. „Der wird nicht besser. Ist halt ein Wald, wirklich schön ist er an keiner Ecke.“

„Ach.“

Er hob einen Mundwinkel und bot mir seine Hand an. „Ich kann dir einen netten Ort ganz in der Nähe zeigen.“

Es war nur ein Traum und im Traum, da kann mir nichts geschehen. Was dort passiert, das bleibt dort. Und wo sollte ich schon hin? Wenn ich mich jetzt dazu zwang aufzuwachen, würde ich beim nächsten Wegdämmern im Kerker meiner wütendsten Ängste sitzen und dabei zusehen müssen, wie sie mich Mal um Mal besiegen.

„Okay“, sagte ich. Ich schlug nicht ein. Damals mochte ich es genauso wenig wie heute Menschen zu berühren. Ganz gleich, ob sie real waren oder sich in einer Dimension befanden, die sich für mich deutlich wirklicher anfühlte, deutlich sinnhafter als alles andere.

Kichernd nickte Vladimir auf einen schmalen Pfad im Wald, den ich bisher nie bemerkt hatte. „Da lang.“ Er zwinkerte mir zu. „Zerkratzt dich bloß nicht. Sonst fragt sich jeder, wo du warst, sobald du aufwachst.“

Natürlich bohrten sich die Zweige auf unserem Weg in mein Fleisch. Wir gingen an Brombeerhecken vorbei, was hat er erwartet? Vermutlich wollte mir Vladimir in dieser Nacht beweisen, dass ich nicht träume. So oft er auch Recht behalten mag, dieses Mal stand er auf der Verliererseits. Ich folgte ihm durch das Brombeergestrüpp und zerriss mir die Arme, bis sie bluteten. Als ich aufwachte, waren sie unversehrt. Wie jedes Mal.

Wir liefen lange. Lang genug, damit ich mir sicher war, dass die Sonne mich weckt, bevor wir angekommen sind. Vladimir bewegte sich mit einer blinden Sicherheit durch den Wald. Als hätte er jeden einzelnen Baum gepflanzt und wüsste genau, wie er diesen Wall aus Sicherheit durchdringt, um nach Hause zu kommen.

Während ich Vladimir folgte, mit ihm gemeinsam ein quietschendes Tor durchschritt und das Gestrüpp hinter mir ließ, sah ich das erste Mal seit langem im Traum die Sonne scheinen. Vladimir hatte sich seine eigene geschaffen.

Bei unserer ersten Begegnung hatte er seine eigentliche Macht nicht nur untergraben. Er hat sie mit meiner Idee von Hexen gleichgestellt, die zu kaum mehr fähig sind, als einen Zauberstab zu schwingen.

Vladimir braucht weder Formeln noch Utensilien. Diese Energie schwingt in ihm mit wie ein Pendel. Als ich Seite an Seite mit ihm dieses Anwesen betrat, von dem er behauptete, dass es ihm gehört, fühlte ich mich das erste Mal seit langem angekommen. Ich war überrascht, überfordert, neugierig, resigniert, fasziniert, aber vor allem da. Ich existierte. Ich atmete und glaubte, dass es von Bedeutung sein könnte.

„Tee?“, fragte Vladimir mich grinsend.

Ich wachte auf, ehe ich ihm antworten konnte.

Nicht zum Verkauf bestimmt

Wir trafen uns in der darauffolgenden Nacht am gleichen Ort. Ich spielte soeben mit dem Gedanken, in den Treibsand zu steigen und die Nacht abzukürzen, als Vladimir aus dem Wald hervortrat, die Arme vor der Brust verschränkt und tiefe Falten in der Stirn. „Kannst du dich teleportieren?“, fragte er mich.

Kopfschüttelnd wippte ich auf meinen Ballen. „Nein. Ich bin nur aufgewacht.“

„Im Ernst?“

Ich zuckte die Achseln. „Ja. Ich bin aufgewacht.“

„Du kannst also von hier verschwinden?“, fragte er mich langsam. „Einfach so?“

„Wenn ich aufwache, schon. Ja. Einfach so.“

Ein gefährliches Funkeln trat in seine sonderbaren Augen. „Ist ja verrückt.“

„Ein Traum“, verbesserte ich ihn.

„Ein Traum“, wiederholte Vladimir gedämpft und für einen ewigen Moment versank er in Schweigen und Starren. „Träume sind wirre Angelegenheiten“, sagte er schließlich und bedeutete mir, ihm zu folgen. Auf den gleichen, schmalen Weg, der mir erneut die Arme aufriss und mich winzig und unbedeutsam zugleich fühlen ließ. Nur eine Puppe im Wogen des Sturms, deren Stoffhände nach Halt greifen und gegen den rettenden Ring geschmettert werden, bis sie brechen.

Er ging aufrecht und festen Schrittes. Die Schultern hatte er gestrafft und das weiße Haar schimmerte wie Schnee. Wie der Mond in einer wolkenlosen, eisigen Nacht. Alles an Vladimir beunruhigte mich auf die furchtbarste Weise. Er war so menschlich wie dieser Ort real und so unstet wie das Wetter im April.

Glühend schien die Sonne, als wir sein Haus erneut erreichten, aber sie wärmte mich kaum. Ein ewiger Frühling. Ein Frühling, der nicht enden will. Dieses Mal gab der Traum mir mehr Zeit, die Umgebung auf mich wirken zu lassen. Zu unserer Linken erstreckte sich ein tiefer Wald, inmitten einer blühenden Wiese befand sich ein schimmernder See, dessen Oberfläche sich kräuselte, als würde es in ihm brodeln. Am Horizont zu meiner Rechten zog sich eine brennende Felswand in die Höhe und ich roch die Natur, wie ich sie nie zuvor gerochen hatte. Das moderne, weiße Gebäude mit der verglasten

Front war ein attraktiver Eindringling in ein Märchenland, das ich nicht begriff.

„Mein bescheidenes Heim“, sagte Vladimir und schenkte mir dieses Lächeln, weich, charmant, charismatisch, das den meisten Frauen ein verzücktes Seufzen entlocken sollte. Gut möglich, dass Vladimir deswegen unheimlich war. Dieser Junge, dieser Mann, war zu attraktiv für die Welt, die ich kenne, und das machte ihn gefährlich. Zu einer wandelnden Täuschung. Und, wer mich zu täuschen wusste, den fürchtete ich seit jeher. „Magst du Sonne?“, fragte er mich schließlich. Eine dummliche Frage ausgesprochen mit einem Grinsen, das mich vorsichtiger werden ließ. Noch vorsichtiger. Vladimirs Gesicht war perfekt geformt. Alles an ihm hätte man in Stein schlagen können, um das Bild eines makellosen Körpers, einer makellosen Erscheinung über die Jahrhunderte hinweg präsentieren zu können.

„Jeder mag Sonne“, erwiderte ich und schlang die Arme um mich. Der Treibsand erschien mir harmloser als er. „Sonne ist warm“, fuhr ich nüchtern fort, als Vladimir nicht reagierte.

„Ja.“ Er zuckte die Achseln. „Schon ganz praktisch.“ Nie wich er meinem Blick aus. Nie hatte ich das Gefühl, in seiner Gegenwart unbeobachtet zu sein.

„Lustig, dass du genau da vorbeigekommen bist, wo ich dich gestern gefunden habe“, sagte er und klang nicht im Ansatz amüsiert.

„Ja“, erwiderte ich.

„Gehst du da öfter lang?“

„Immer“, sagte ich. „Ich weiß nicht, wo ich sonst hinkönnte.“

Seine Brauen schossen in die Höhe. „In eine andere Himmelsrichtung? Es gibt ein paar davon.“

„Alles andere fühlt sich noch unheimlicher an.“ Erst als ich es aussprach, wurde mir bewusst, dass das stimmt. Erst als ich dieses unterschwellige Grollen in meinem Inneren in Worte fasste, identifizierte ich es als nackte Angst, die ich als nonexistent deklarierte, solange es mir möglich war.

Leise lachte Vladimir. Ein warmes Geräusch, das mir bis ins Mark sank und mich entspannte. „Glaub mir, Kleines, furchtbarer als hier wird es nicht mehr werden.“

„Warum?“

„Du bist bei mir.“ Sein Grinsen war keck, der Blick gewinnend, die Haltung aufrecht. Vermutlich hätte ich Hals über Kopf rennen sollen. Fliehen aus diesem verfluchten Garten, diesem Park, diesem Anwesen, bis ich mir die

Füße blutig getreten hatte und aufwachte. Vielleicht wäre das die richtige Entscheidung gewesen. Wenn ich nicht angebissen hätte, gut möglich, dass sich meine Träume in einem ewigen, trägen Trubel verloren hätten, der niemanden mehr kümmert. Dass ich von überdimensionalen Katzen gejagt worden wäre oder Stunden in einem Ballongeschäft zugebracht hätte. Diese vier Worte machten Vladimir für mich nahbar. Ich nickte nur und hielt mich selbst fester. „Dann sind wir wohl beide am schlimmsten Ort angekommen“, sagte ich.

„Mir gefällt es hier.“ Vladimir lachte und legte den Kopf in den Nacken. „Ich liebe alles an diesem Haus. Ich habe es geschaffen.“ Geschaffen. Nicht gebaut. Wie er einen Stein aus dem Boden hob, der nicht existierte? Oder tief genug ruhte, damit niemand ihn zu fassen bekommen können sollte.

„Das meinte ich nicht“, sagte ich. „Es sieht wirklich schön aus hier. Ich mag es.“

Vladimirs Grinsen wurde breiter. „Tee?“

Ich hob eine Schulter. „Gern.“

Sein leises Kichern war ähnlich beunruhigend wie alles an ihm. Charmant, intrigant. Gefährlich.

Die Wiese fühlte sich weich und rau zugleich an meiner Haut an. Ein verwirrender Duft liegt in der Luft, süß und würzig zugleich. Vladimir bewegte sich mit einer mich verunsichernden Selbstverständlichkeit durch den Garten. Ein Mann, der es nicht gewohnt ist, einen Schritt zurück zu gehen oder klein bei zu geben.

Die gläsernen Türen standen offen und gaben den Blick frei auf einen riesigen, sonnengefluteten Ballsaal. Anstatt tanzender Paare befanden sich schlicht gedeckte Tische auf dem hellen Parkett. An beiden Enden des Raumes befanden sich Türen, eine breit und ausladend, eine klein und schmal.

„Küche, Haus“, kommentierte Vladimir knapp, deutet einmal nach links, dann nach rechts. Er steuerte zielsicher nach links. Als ich ihm folgen wollte, deutete er auf einen der Tische. „Setz dich einfach hin.“

„Ich will mitkommen.“

„Setz dich hin.“ Sein Tonfall duldete keinen Widerspruch und ich war verunsichert genug, um Platz zu nehmen. „Ich mach Tee. Schau einfach raus in den Garten und versuch, nicht gefressen zu werden.“

„Was?“



Vladimir lachte. „Das ist doch dein Traum, oder? Was weiß ich, womit du mir mein Haus verwüdest.“

„Ich will es nicht verwüsten.“ Aber meine Fantasie überschlug sich. Vladimir ließ mich allein mit meinen Ideen und den irrationalen Ängsten, die von überall und nirgendwo kamen. Die in dem See ein Ungeheuer schufen, das die Bläschen an die Oberfläche jagte, und die in den Korridoren, die ich nicht sehen konnte, die gleichen, zähen Schatten erwachen ließ, die mich nach jedem Aufwachen zu ersticken schienen. Ich saß stocksteif und wusste nicht wohin. Keine Uhr hing an der Wand, ich verlor jedes Zeitgefühl, während der Wind sanft die Wiese kämmte und hin und wieder an dem Tischtuch spielte. Die Füße, so fest ich konnte presste ich sie auf den hölzernen Boden und versuchte mich auf diese Weise zu erden. Ich befand mich an einem fremden Ort, wurde von einem mir Unbekannten dorthin geführt und wusste nicht, was sich dort verbergen mochte. Hinter diesen Türen. Im paradiesischen Sonnenschein. Ich fürchtete mich. Ich wusste nicht genau warum, aber ich bekam kaum noch Luft. Kein Laut drang zu mir. Als Vladimir endlich zurückkehrte, wäre ich ihm um ein Haar um den Hals gefallen.

Zumindest war ich nun nicht mehr allein. Seine Schritte waren lautlos, die Sonne fing sich in seinem weißen Haar und verwandelte es zu Eis. Ein leises Schmunzeln lag in den sonderbaren Augen. In den Händen hielt er zwei dampfende Tassen. Meine Unruhe dichtete dem Inhalt Schlamm und Blut an. Irgendetwas, das mich kreischen und schreien und fliehen ließ, sobald ich es zu fassen bekomme. Etwas, das die Finsternis meiner Träume auf perfekte Weise widerspiegelt.

„Wenn du keine Hagebutte magst, hast du Pech gehabt“, sagte Vladimir und grinste mich an. „Hagebutte ist gut. Wenn du es mir nicht glaubst, glaub es dir wenigstens selbst.“ Er zwinkerte mir zu. Vladimir ist ein Meister dieser winzigen Gesten, die der Situation fremd genug sind, um den Gegenüber aus dem Konzept zu werfen. Lachen, Kichern, Grinsen, Schnippen, Blinzeln. Sitzt man ihm gegenüber, blickt Vladimir tief in einen hinein.

Damals war mir das nicht bewusst. Ich kannte ihn nicht und die Neugierde wäre der Panik in dem gnadenlosen, ewig dauernden Ringkampf beinahe unterlegen. Alles, was ich mit Gewissheit sagen konnte, war, dass sich meine Stimmung in Vladimirs Gegenwart rasant änderte. Beinahe, als triebe er ein Spiel mit mir. Dass ich mit dieser Vermutung verdammt richtig lag, lässt mich heute einen Hauch von Befriedigung spüren.

„Schön zu sehen, dass mein Haus noch steht“, sagte Vladimir nach einigen Momenten. „Hattest du gerade keine Godzilla zur Hand oder gefällt es dir?“ „Ich träume nur“, erwiderte ich. „Das bedeutet nicht, dass ich das alles steuern kann.“

„Du wirkst nicht, als könntest du irgendwas steuern.“ Vladimir kicherte dunkel. „Du bist nur ein kleines Mädchen.“

„Ja.“

„Was machst du an einem Ort wie diesem, Kleines?“

„Ich gehe hier einfach lang“, sagte ich zögernd. „Ich mag es hier.“

Er lachte auf. „Du magst es hier? Niemand mag es hier.“

„Wo soll ich denn hin?“ Sein Spott machte mich wütender, als ich mir eingestehen wollte. „Ich kann auch die ganze Nacht nur rumsitzen. Und dann? Bringt auch nichts.“

„Bleib einfach in deinem Bett.“

„Ich kann das nicht kontrollieren“, sagte ich. „Sobald ich einschlafe, bin ich weg. Ich komm erst wieder zurück, wenn der Traum vorbei ist.“

„Also ersäufst du dich?“ Vladimir hob eine Braue und nahm einen Schluck von dem Tee. Der säuerliche, leicht bittere Geruch flog mir entgegen. Ich mochte keinen Hagebuttentee. Mag ihn noch immer nicht. „Dann bist du schnell wach oder was?“

„Ja, irgendwie.“

„Erinnerst du dich an deine Träume, wenn du aufwachst?“ Vladimir durchbohrte mich mit Blicken.

Erneut hob ich eine Schulter. „Was denkst du, warum ich dir sagen kann, dass ich immer den gleichen Weg gehe?“

„Manchmal erinnert man sich erst wieder, wenn man den Ort sieht.“

„Ich nicht.“ Das war das Problem. Alles, was im Traum geschah, fühlte sich real an. Es war ein Sturz in ein ewiges Nichts, der die Karten neu mischte und mich an einen Platz brachte, an dem ich mich Willkommen fühlte.

Bis man die Tore schloss und ich zurückkam. Aus Gewohnheit? Aus Ratlosigkeit? Wer weiß das schon.

„Du erinnerst dich“, wiederholt Vladimir gedehnt. „Wenn du dich so gut erinnerst, warum machst du da nichts draus?“

Er trank erneut und ich legte beide Hände um die Tasse. Mir war kalt und die Hitze der Keramik drang kaum zu mir durch. Ich wusste nicht, worauf er hinauswollte. Was auch immer es war, es gefiel mir nicht.

„Was soll ich denn daraus machen?“, fragte ich ihn. „Soll ich ein Buch darüber schreiben?“ Ich schüttelte den Kopf. „Das ist doch bescheuert.“

„Mir gefällt die Idee.“

„Dass es bescheuert ist?“ Ich rollte die Augen. „Wenn ich schlafe, will ich einfach nur meine Ruhe haben. Ich will einmal das Gefühl haben, dass ich aufwache und alles gut ist. Dass wirklich einfach nur alles gut ist.“

„Es ist nie alles gut“, erwiderte Vladimir mit einem schiefen Lächeln und lehnte sich über den Tisch zu mir. „Mir gefällt die Idee mit dem Buch.“

„Ich kann nicht schreiben.“

„Dann lern es.“ Leise kicherte er. „Du könntest jede Nacht hierherkommen und ich zeige dir, wie man schreibt.“

Seufzend lehnte ich mich zurück. „Ich kann schon schreiben. Ich bin in der sechsten Klasse.“

„Wo liegt dann das Problem?“

„Ich kann keine Bücher schreiben“, sagte ich gedehnt. Das entsprach der Wahrheit. Geschichten erzählen, ja. Kürzere Geschichten verfassen, jederzeit. Aber ein Buch? Mir wollte nichts einfallen, was komplex genug war, um mehr als fünfzig Seiten zu füllen. Fünfzig Seiten sind kein Buch, sondern eine Erzählung, und was mir auch durch den Kopf ging, nichts davon hatte ich je erfunden. Ich tollte durch den Garten und berichtete von den Erlebnissen mit anderen Freunden, weil sie real waren. Wer sie nicht sehen konnte, machte diese Freunde zu Figuren und die Figuren zu der Facette einer Fiktion. Für mich waren sie alle da. Für mich waren sie real. Ein Buch über die zu verfassen, über meine Zeit in dem sonnenbeschiedenen Reich, würde sich wie grausamster Verrat anfühlen.

„Jeder kann ein Buch schreiben.“ Vladimirs Grinsen wurde breiter. „Man muss nur genug zu erzählen haben.“

„Ich bin zwölf.“

„Als ich zwölf war, hätte ich dir zehn Bücher schreiben können.“

„Ich bin nicht du“, sagte ich abwehrend. „Ich schreibe keine Bücher.“

„Was, wenn ich dir genug geben würde, damit es Sinn macht?“

„Du bist ein Teil eines Traums.“

„Wenn ich diese Grenze überschreite und in deinem Kopf bin, sobald du aufwachst, schreibst du dann ein Buch über mich?“

„Warum sollte ich?“, wiederholte ich kühl. Es gefiel mir nicht. Ganz und gar nicht. Nicht im mindesten. „Ich kann nicht schreiben“, sagte ich. „Wir haben

Geschichten in der Schule geschrieben und ich habe die schlechteste Note bekommen.“

„Von wem?“

„Von meiner Lehrerin.“ Ich presste meine Finger fest an die Keramik. „Ich bin nicht gut darin.“

„Weil du nichts zu erzählen hast.“

„Genau“, bekräftigte ich. „Deswegen schreibe ich nicht.“

„Ich habe genug zu erzählen“, sagte Vladimir, „aber niemand hier will mir zuhören. Es ist ein Teufelskreis. Das alles fühlt sich wie eine gefangene, stumpfe Realität an, die sich erst zu bewegen beginnt, wenn jemand die Zügel in die Hand nimmt.“

„Dann mach das doch“, sagte ich. „Das wird bestimmt toll.“ Ich hatte genug eigene Probleme. Diese Träume. Diese Träume an zweiter Stelle und die mit ihnen verbundene Angst schlafen zu gehen. Dass man mich hasste, wohin ich ging. Dass ich nicht dorthin gehörte, wo ich war. Das war die bitterste Pille, die ich zu schlucken hatte. Was ich auch sagte, was ich auch tat, alles verlor seine Bedeutung in genau dieser einen Sekunde. In diesem Augenblick, da ich es tat.

Vladimirs Grinsen wurde zu einem Lächeln, weich genug, damit es einen Menschen, der nichts und wieder nichts empfindet, um den Finger wickeln könnte. „Für wen sollte ich hier schreiben?“

„Für dich?“, schlage ich ihm vor.

„Schreib du für mich.“

„Ich kann das nicht“, wiederholte ich. „Diese Träumen sollen aufhören, dann bin ich zufrieden.“

„Vielleicht lassen sie dich gehen, wenn du das getan hast, was sie von dir wollten.“

„Sie wollen nichts von mir.“

„Warum gehst du dann immer den gleichen Weg entlang?“ Leise gluckste Vladimir. „Eines Tages mussten wir aufeinandertreffen.“

„Da, wo ich lebe, interessiert es niemanden, was ich zu sagen habe. Warum sollten sie auf deine Ideen hören?“

„Weil du sie schreibst.“

Ich war wütend. Ich war unfassbar frustriert und fühlte mich hilflos und wollte mit dieser verfluchten Tasse diesen verdammten Tisch zertrümmern. Wann immer ich wach war, glaubte ich allein zu sein, einer Herausforderung

gegenüberstehend, die ich nicht bewältigen konnte. Vladimir zog diese erdrückende Empfindung in meine Träume. Und ich saß dort, an diesem Tisch, in diesem Raum, die Sonne schien, und hätte an jedem wachen Ort sein können. Ich hätte es gehasst wie das hier.

„Niemanden interessiert, was ich zu sagen oder zu schreiben habe“, wiederholte ich gepresst. „Es ist alles schlecht. Es ist alles Schwachsinn! Niemanden interessiert es.“

Vladimir lehnte sich weiter zu mir. „Ich Sorge dafür, dass es sie interessieren wird.“

„Du existierst nur für mich“, sagte ich. „In meinen Träumen! Selbst wenn ich an dich denken muss, während ich wach bin, existierst du nicht.“

„Ich würde dort existieren, wie du hier existierst.“ Vladimir grinste. „Wann immer du an mich denkst, wäre ich da.“

„Niemand außer mir könnte mich hören und sehen. Weißt du, was man mit solchen Menschen tut? Die Stimmen hören?“

„Man sperrt sie weg“, erwiderte Vladimir unbeeindruckt. „Niemand behauptet, dass du mit dieser Gabe hausieren gehen musst.“

„Ich habe keine Gabe. Ich träume schlecht, ich lebe schlecht, und ich habe keinen Bock auf das alles hier.“

Vladimir trank und die Momente, in denen er nichts sagte, machten mich fast noch wütender als die, in denen er etwas sagte. „Wäre es dir lieber, wenn dir niemand zuhört?“

„Ja.“ Mir schnürte sich die Kehle zu. Ich wich Vladimirs Blick aus. Etwas hatte er an sich, zwischen Angst und Misstrauen, was mich dazu brachte, mich ihm öffnen zu wollen. „Wenn mich niemand hört, wäre ich nicht da. Dann wäre es gut.“

„Was gut?“, fragte er.

„Alles.“ Ich zuckte die Schultern. „Einfach alles.“

„Sehe ich anders.“

Wütend sah ich auf. „Na und? Habe ich dich gefragt?“

Langsam lehnte er sich zurück und lächelte. „Wir sitzen an diesem Tisch. Gemeinsam. Wir reden. Natürlich hast du mich gefragt.“

„Habe ich nicht.“ Meine Hände zitterten und ich presste sie unter dem Tuch auf meine Oberschenkel, um diese Schwäche zu verbergen. „Ich schreibe keine Bücher“, wiederholte ich. „Ich kann nicht schreiben. Ich bin langweilig und das, was ich schreibe, ist noch langweiliger.“

„Du müsstest es niemandem erzählen“, sagt Vladimir. „Es wäre eine Sache zwischen dir und mir. Einigen Freunden, wenn du das möchtest.“

„Ich schreibe keine Bücher!“ Und je länger ich darüber nachdachte, desto mehr begann ich in meiner Überzeugung zu wanken. Wenn ich sie schriebe, nur für mich, nur für mich in diesen Stunden, in denen nichts Sinn ergibt, wenn ich sie schriebe, ohne mir selbst ins Gesicht sehen zu müssen, vielleicht wäre es gut. Vielleicht wäre es okay. Vielleicht würde es einen winzigen, einen vernichtenden, einen unwichtigen Sinn ergeben.

„Niemand ist ohne Grund an einem Ort“, sagte Vladimir. „Man trifft nicht einfach so auf Menschen. Ich glaube fest daran, dass du hier bist, damit wir zusammenarbeiten können.“

„Wir sind einander nie begegnet“, sagte ich. „Du existierst nicht. Das alles ist ein Traum. Wenn ich aufwache, dann wird das“, ich deutet auf meine zerkratzten Arme, „verschwunden sein. Du wirst nicht mehr an diesem Tisch sitzen, weil dieser Tisch gar nicht existiert, und ich werde meine Tasche packen, mich anziehen, in den Schulbus steigen und zur Schule fahren.“ Zittrig atme ich ein. „Dort werde ich einfach den Mund halten, zurück in den Schulbus steigen und nach Hause fahren.“

„Das klingt nach einem traurigen Leben.“

„Ich gehe zur Schule“, sagte ich.

„Wenn ich nicht existiere“, fuhr Vladimir fort, „wen würde es schon kümmern, ob du über mich schreibst. Tu es einfach. Für dich.“

„Was ich schreibe, ist schlecht“, wiederholte ich. Nie habe ich mehr an etwas geglaubt. Was auch immer ich verfasste, war mangelhaft. Weil ich die Worte nicht zu nutzen wusste und weil das, was ich sagte, nicht das war, was ich sagen sollte. „Ich bin nicht gern schlecht in den Dingen, die ich tue.“

„Dann sei es nicht.“

„Ich bin es aber.“

„Übe“, sagte Vladimir. „Ich helfe dir dabei.“

„Du kannst mir nicht helfen“, wiederholte ich gepresst. „Weil du nicht existierst!“

„Wenn mein Tisch und ich beide nicht sind“, sagte Vladimir, „bin ich fest davon überzeugt, dass wir uns am Ende des Tages nicht von der Stelle rühren.“ Er verschränkte die Arme hinter dem Kopf. „Sobald du dich auflöst, bist du auch nie hier gewesen“, fuhr Vladimir fort. „Ich erinnere mich trotzdem an dich. Also warst du da.“

Mir gefiel es nicht. Nichts daran. Nicht die Andeutungen, die er machte, nicht, dass jedes von Vladimirs Worten zu mir durchdrang und mich auf absurde Gedanken brachte. Ich mochte es nicht, mit ihm an diesem Tisch zu sitzen. Der Hagebuttentee schrieb Programm.

„Warum willst du unbedingt, dass über dich ein Buch geschrieben wird?“, fragte ich schließlich.

Vladimir schenkt mir ein gewinnendes Lächeln. „Hier bewegt sich nichts ohne eine gute Geschichte.“

„Das glaube ich nicht.“

„Ich glaube“, sagte Vladimir, „dass die Dinge eine natürliche Hierarchie genießen. Du kommst zu mir und ich kann dich berühren. Wenn ich zu dir käme“, kurz stockte er, „glaube ich nicht, dass du mich anfassen könntest. Du bist hier realer als ich es je in deiner Welt sein könnte. Deine steht hierarchisch über meiner. Wenn mein Leben sich heute also leer und sinnlos anfühlt, könntest du ihm Inhalt geben.“

„Ich bin zwölf.“

„Als ich zwölf war“, wiederholte Vladimir, „hätte ich zehn Bücher schreiben können.“

„Ich bin aber nicht du.“

„Das bist du nicht“, sagte Vladimir. „Sei froh, dass du es nicht bist. Aber alles geschieht aus einem bestimmten Grund und ich glaube fest daran, dass alles, was du dort für mich tun könntest, einen Zweck erfüllen könnte.“

„Niemand würde die Geschichte lesen.“

„Wenn doch, würden mich Menschen erinnern, die ich nie kannte.“

„Was bringt dir das?“, fragte ich und war müde wie vor dem Zubettgehen.

„Das ist doch alles bescheuert. Du willst dein Leben einfach aufschlüsseln und in fremde Hände geben, damit dir nicht mehr so langweilig ist?“

Vladimir feixte. „Fast.“

Schwer seufzend vergrub ich das Gesicht in den Händen. „Ich kann keine Bücher schreiben“, wiederholte ich nur. „Was ich schreibe, würde keinen Sinn ergeben.“

„Wer bestimmt schon über Sinn und Unsinn?“

„Jeder.“ Ich sank in diesem Stuhl bei schönstem Sonnenschein in mich zusammen. „Jeder hat das Recht über alles zu bestimmen und alles zu sagen.“

„Du hast das Recht, sie vom Gegenteil zu überzeugen.“

„Ich kann das aber nicht“, beharrte ich. „Mir hört niemand zu.“

„Dann schreib es ihnen.“

„Sie verstehen es nicht!“

„Versuch es“, sagte Vladimir.

„Sie werden es nicht verstehen“, antwortete ich. „Alles, was ich bisher geschrieben habe, war schlecht.“

„Wurde dir gesagt.“

„Es war schlecht“, beharre ich. „Alles, was ich tue, ist fehlerhaft.“

„Nur solange du daran glaubst.“ Er streckte die Hand nach mir aus und als wollte Vladimir mir seine Theorie beweisen, berührte er mich. „Ich könnte dir viel beibringen.“

„Ich will nicht, ich will nichts mehr lernen. Ich will nur sein wie jeder andere auch und dann ist es gut.“

„Das wollte ich auch“, sagte Vladimir mit einer seltsamen Aufrichtigkeit in den sonderbaren Augen. „Nichts wünschte ich mir mehr.“

Ich wagte es kaum, die Frage zu stellen. „Hast du es geschafft?“

Schallend lachte er auf und ließ mich fühlen wie ein kleines, dummes Kind.

Das ich glaubte zu sein. „Was denkst du denn? Ich sitze hier. Ich sitze hier mit einem kleinen Mädchen und frag es, ob es ein Buch über mich schreibt.“

„Niemand interessiert sich mehr für Bücher“, murmelte ich.

„Sie müssen nur gut genug sein.“

Ich räusperte mich und trank einen winzigen Schluck des Tees. Bitter und sauer wie eh und je. „Bestimmt findest du irgendwann jemand anderen, der hier langkommt.“

„Ich will niemand anderen“, sagte Vladimir. „Ich will jemanden, der mich sieht.“

„Derjenige würde dich bestimmt auch sehen“, beharrte ich. „Man kann dich schwer ignorieren.“

„Das meine ich nicht.“

„Ich werde das nicht tun. Ich weiß doch nicht einmal“, mir schnürte sich die Kehle zu, „wie lange ich noch da bin. Wie soll ich da ein Buch schreiben?“

Behutsam nahm Vladimir meine Hand in seine. „Warum solltest du nicht mehr da sein?“

Ich hob die Schultern.



Es war eine winzige Bewegung und während wir dort saßen, überkam mich das trügerische Gefühl, dass er sie auf genau die Weise verstand, wie ich sie meinte.

„Wenn ich da bin“, sagte Vladimir langsam, „kann ich dich besser fühlen lassen. Befreier. Aber ich werde nur da sein, wenn du über mich schreibst.“

„Worüber schon?“ Ich schnaubte. „Wie du jeden Tag da langgehst?“

„Ich bin ein Mörder“, sagte Vladimir. „Ich bin ein Betrüger. Ich bin all das, was Menschen hassen, sobald es ihnen begegnet. Wenn man aber über mich lesen würde, wäre ich faszinierend. Ich wäre es wert, dass man mir zuhört.“ Sein Geständnis sollte mir Schauer über den Rücken jagen. Mit den Fersen rieb ich über den Boden. „Ich kann keine Bücher schreiben“, flüsterte ich nur. „Ich kann gar nichts.“

„Warum glaubst du das?“ Seine Blicke waren tröstlich, nah. Eine Umarmung, während die Wärme seiner Haut in meinen Körper sank. Ich konnte ihn berühren wie jeden innerhalb des strahlenden Herzens dieser Welt. Er war mir auf die gleiche Weise nah, die niemand verstand außer mir, die jeder als absonderlich empfand, die jeder als falsch deklarierte. Ich fürchtete Vladimir und während ich Angst vor ihm hatte, war er der größte Trost, den ich seit langem kannte.

„Weil es wahr ist.“

„Für wen ist es wahr?“

„Für jeden.“

„Nur weil deine Welt dich nicht sehen kann wie ich, macht es das, was sie sagen, nicht wahr.“

„Du verstehst das nicht“, flüsterte ich. „Dass ich mit dir rede, beweist, dass sie Recht haben. Ich bin seltsam und das ist alles, worin ich gut bin.“

„Die außergewöhnlichsten Menschen waren immer seltsam.“

„Auf eine gute Weise“, bekräftigte ich. „Aber ich bin nicht auf eine gute Weise seltsam.“

Vladimir lächelte schwach. „Ich höre dich und ich höre mich selbst.“

„Du bist nicht wie ich.“ Heftig schüttelte ich den Kopf. „Du willst nicht wie ich sein. Ich bin niemand. Ich bin egal.“

„Gemeinsam könnten wir mehr sein als das.“

„Ich will kein Buch über dich schreiben“, flehte ich. „Ich will nur aufwachen und ich will morgen in die Schule gehen und ich will, dass es ein guter Tag wird. Ich will, dass es in Ordnung kommt.“

„Nichts kommt jemals in Ordnung“, sagte Vladimir wegwerfend. „Lern, damit umzugehen.“

„Das kann ich nicht.“

„Lass mich dein Lehrmeister sein.“

Ich starrte auf den Tisch. Die Decke war weiß und fein gewoben. Keine Abdrücke, keine Knicke. Makellos. Es fühlte sich falsch an, sie zu berühren, und je länger ich dort saß, desto widerwärtiger fühlte ich mich. Mir raste das Herz in der Brust und ich wollte mich nur noch in Luft auflösen. Ich wollte nur noch gehen. Ich wollte irgendwohin, wo ich nicht hier war. Irgendwohin, wo niemand etwas Unmögliches von mir erwartete.

Vladimir leerte seine Tasse. „Es wäre schade, wenn du einfach weg wärst“, sagte er schließlich. „Ich denke, wir beide könnten uns noch nett unterhalten. Ich könnte dir meine Freunde vorstellen.“

Krampfhaft schüttelte ich den Kopf. An je mehr Menschen ich dachte, die nicht existierten, desto verrückter wurde ich. Desto furchtbarer, belangloser, falscher.

„Warum nicht?“ Seine ungeteilte Aufmerksamkeit wurde gemacht, um in die Knie zu zwingen. „Wovor hast du Angst?“

Meine Unterlippe zitterte unkontrolliert. „Vor allem“, flüsterte ich.

Schweigend stellte Vladimir seine Tasse ab und stand auf. Nicht um zu gehen und mich allein zu lassen. Ohne einen Laut von sich zu geben, schlang er die Arme um meinen Körper und hielt mich. Er roch seltsam, anders. Er fühlte sich real an. Realer als alles, was ich kannte. Seine weißen, wirren, wilden Locken kitzelten mich, als er sich näher zu mir neigte.

„Ich werde dich zu nichts drängen“, sagte er schließlich. „Dieses Buch könnte uns beiden helfen.“

„Es würde niemandem helfen“, murmelte ich. „Ich hätte meine Zeit verschwendet und du würdest noch immer nicht existieren.“

„Was würdest du sonst tun? In deiner freien Zeit.“

„Lesen.“

„Warum lesen?“

„Da fühle ich mich besser“, vertraute ich Vladimir an. Damals verstand ich nicht, warum ich jeden noch so intimen Gedanken laut aussprach. Heute weiß ich, dass genau darin Vladimirs Macht besteht. Er schafft die Umstände, die es braucht, um Menschen zum Reden zu bringen. Je verzweifelter sie sind, desto leichter fällt es ihm, und die ersten Male, die Vladimir und ich

aufeinandertrafen, war ich ein Wrack, das nicht wusste wohin. Ich schwamm verloren auf dem offenen Meer und wartete darauf zu stranden.

„Wie würde es dir gefallen, selbst die Fäden in den Händen zu halten?“

„So wäre es doch nicht“, flüsterte ich. „Was auch immer ich aufschreiben würde, das wäre längst geschehen. Selbst wenn noch nicht, dann kontrolliere ich es nicht.“

„Du könntest eingreifen“, sagte Vladimir.

Ich nicke.

„Du könntest es besser machen.“ Er suchte meinen Blick. „Du könntest es enden lassen. Auf die richtige Weise.“

Seufzend machte ich mich von ihm los. Umarmungen ließen mich unbehaglich fühlen. „Ich werde keine Bücher schreiben“, beharrte ich.

„Weil sie schlecht sind?“

„Weil ich es nicht will.“ Ich sah ihm in diese sonderbaren Augen, in denen die Pupille den Mond in einer wolkenklaren Nacht zu bilden schien.

Er zuckte die Achseln. „Falls du wieder den gleichen Weg langgehst, darf ich dich dann trotzdem wieder abfangen?“

Stirnrunzelnd sah ich ihn an. „Könnte ich etwas dagegen unternehmen?“

Leise lachte Vladimir. „Vergiss es.“

„Warum dann die Frage?“

„Ich tue gern so, als hätten die Menschen in meiner Gegenwart eine Wahl.“ Er streckte sich und sein Shirt hob sich weit genug, um einen schneeweißen Streifen Haut zu offenbaren. „Darum geht es. Tue so als ob. Das hilft.“

„Wobei?“

„Gut für alle zu sein.“ Er rollte die Augen. „Und sobald du feststellst, dass du gut genug für alle bist, wird dir klarwerden, dass du nicht mehr existierst.“

Die Bedeutung dieser Aussage wurde mir erst Jahre später bewusst. Damals wusste ich nur ungefähr, was Vladimir sagen wollte. Heute verstehe ich, dass er mich vor dem warnte, was ich automatisch tun wollte: mich zu verbiegen, um dem Spott und der Schmach zu entgehen. „Wir könnten gut füreinander sein“, sagte Vladimir. „Richtig gut.“

„Du hättest nichts von mir.“

„Ich hätte jemanden zum Reden.“ Er hielt meinen Blick, bis meine Fingerspitzen zu kribbeln begannen. „Jemanden, der ist wie ich.“

„Du bringst Menschen um, ich nicht“, sagte ich. „Ich bin nicht wie du.“

„Aber du rennst nicht vor mir weg.“

„Das hier ist ein Traum“, sagte ich achselzuckend. „Du könntest zehn Mörder gleichzeitig sein, ich würde aufwachen und mir wäre nichts geschehen.“

„Du würdest dich erinnern.“

„Erinnern bringt niemanden weiter.“

„Vielleicht doch“, erwiderte Vladimir. „Unterschätze niemals die Macht einer Erinnerung.“

„Ich unterschätze sie nicht“, sagte ich. „Sie interessiert mich nur nicht.“

„Dein gutes Recht.“

„Ja.“

„Also?“

„Ich werde bald aufwachen.“

„Und dann?“

„Gehe ich zur Schule“, antwortete ich.

„Wenn du einschläfst, reden wir dann weiter?“

„Ich werde kein Buch über dich schreiben“, sagte ich. „Um deinetwillen. Sowas kann ich nicht. Sie würden dich alle hassen oder auslachen oder in eine Schublade stecken. Ich kann das nicht.“

„Das tun sie so oder so“, erwiderte Vladimir wegwerfend. „Vielleicht denken sie auf diese Weise einen Moment über mich nach.“

„Ich werde kein Buch über dich schreiben.“

„Ich werde dich nicht dazu drängen.“

Atemlos stand ich dort, bereit meinen Standpunkt bis aufs Blut zu verteidigen. Vladimir zwang mich nicht dazu. Die Wärme der Sonne sank in mein Fleisch und wir warteten. Ich weiß nicht, worauf Vladimir hoffte. Ich wollte aufwachen. Diese Situation überforderte mich. Sie erinnerte mich daran, dass ich verrückt war und absurd und dass alles, was sie über mich sagten, der Wahrheit entsprach.

„Wann wirst du aufwachen?“, fragte Vladimir mich nach einigen stillen Momenten.

„Bald.“

„Ich schätze, ich wünsche dir einen guten Tag.“

„Ich dir auch.“

„Wir sehen uns in der nächsten Nacht.“ Die bei ihm Tag ist. „Wo gehst du hin, wenn du träumst?“, fragte ich ihn abrupt. „In welcher Welt verschwindest du.“

„In keiner.“ Vladimir lachte leise. „Ich schlafe nicht.“

„Jeder schläft.“

„Ich nicht.“ Seine Lippen verzogen sich zu einem schiefen Grinsen. „Mir gefiel nicht, dass sich in meinen Träumen mein eigenes Leben tausendfach abspielte, also habe ich damit aufgehört.“

Meine Muskeln zitterten und zuckten. „Kannst du mir das beibringen?“, wisperte ich.

Vladimir lachte schallend auf, warf den Kopf in den Nacken und verschränkte zeitgleich die Arme vor der Brust. „Nein.“

„Warum nicht?“

„Weil du froh sein solltest, dass du keine Hexe bist wie ich.“

„Du hast gesagt, ich wäre wie du“, flehte ich. „Wenn du mir zeigen könntest, wie ich nicht mehr schlafen muss, dann würde ich ein Buch über dich schreiben“, sagte ich hastig. „Ich würde alles für dich tun.“

Vladimirs Grinsen verschwand. „Vielleicht könnte ich dir beibringen, nicht mehr zu träumen.“

„Wie?“, fragte ich prompt. „Sag mir wie“, flehte ich, „und ich tue alles für dich. Alles was du willst. Wenn ich dafür Bücher schreiben muss, dann mache ich das. Ich würde alles für dich tun, wenn du mir bringst, nicht mehr zu träumen.“ Jede Nacht erinnerte mich an das Himmelreich, aus dem ich mich selbst vertrieben hatte.

Vladimir machte einen Schritt zurück und ich wollte mich an ihn klammern und ihn schütteln, bis er mir endlich die Antwort gab. Bis er mir endlich zeigte, wie ich da rauskam. Wie ich diesen Ort für immer und ewig verlassen könnte.

„Da reden wir morgen drüber.“

„Ich bin noch hier“, sagte ich hastig. „Wir können das jetzt machen. Wir sollten das jetzt machen!“

„Morgen“, wiederholte Vladimir und die Entschiedenheit in seinem Tonfall verprellte mich. „Man sieht sich.“

„Nein.“ Meine Zunge stolperte über dieses eine Wort. „Nein, das geht so nicht.“

Grinsend hob Vladimir eine Braue. „Warum?“

„Weil ich es wissen muss. Die Träume machen mich wahnsinnig. Sie machen mir Angst. Sie lassen mich wie tot fühlen!“

„Wenn du dich schon tot fühlst, dann eilt es nicht.“

„Du verstehst das nicht!“ Ich wollte ihn überzeugen, aber der Traum endete,

wie er begonnen hat: Plötzlich. Es war hell. Die Sonne schien durch das Fenster. Mir war kalt und ich fühlte mich einsam. Ich wusste nicht, wohin. Ich wusste nicht, wozu.

Vladimirs Versprechen klang nach. Er könne mir zeigen, wie ich diesen Träumen entfliehen kann. Mir taten die Arme weh, als hätten Brombeersträucher sie mir die zweite Nacht in Folge zerrissen. Meine Haut war unversehrt. Ich wusste nicht wohin mit mir.

Die Sonne schien, aber wirkte blasser als in meinem Traum.

Vladimirs Versprechen gab mir neue Kraft. Es war lange her. Dieses Mal konnte ich es nicht erwarten, wieder zu Bett zu gehen. Falls Vladimir die Wahrheit gesagt haben sollte, könnte ich einen der Dämonen abschütteln, die mich an meine Hilflosigkeit fesselten.

Nichts wünschte ich mir mehr. Nichts fürchtete ich mehr. Weil nichts unwahrscheinlicher und unrealer schien.

Vladimir kam mir in der nächsten Nacht grinsend entgegen. „Ich habe nachgedacht“, sagte er, noch bevor ich ihn erreichen konnte. „Wir sollten uns einigen, bevor es böses Blut gibt.“

Stirnrunzelnd kam ich näher, ohne zu eilen. „Ich bin nicht wütend auf dich.“ „Und ich nicht auf dich. Enttäuschungen könnten diesen Zustand schnell ändern.“

„Du weißt nicht, wie man meine Träume beenden kann“, unterbrach ich ihn matt.

„Nein.“

„Was meinst du damit?“

„Ich weiß, wie es ginge, aber ich weiß auch, dass es dir nicht gefallen wird.“

„Wahrscheinlich würde ich viel zu viel dafür geben, um nicht mehr seltsam sein zu müssen.“

„Deine Träume machen dich nicht seltsam“, kicherte Vladimir.

„Ja. Ich weiß das. Ich bin das selbst.“

„Darauf wollte ich nicht hinaus.“ Durch die raschelnden Zweige fiel schimmerndes Sonnenlicht und malte verschwommene Tupfen auf den Weg. „Ich meine eher, dass Träume Träume sind. Sie bleiben genau da, wo man sie hatte.“

Ich schwieg, während Vladimir leise kichernd in Richtung des schmalen Pfades nickte, der uns zurück zu seinem Heim führen würde. Auf ein weiteres, zermürendes Gespräch bei paradiesischem Sonnenschein, das mir die Tränen in die Augen treibt. „Wenn es nicht geht, dann sag es mir einfach.“

„Ich denke, ich weiß, wie du die Träume loswirfst.“

„Dann sag es mir. Ich werde nicht enttäuscht sein.“ Das war ein Versprechen.

„Steuere sie.“

Stirnrunzeln sah ich Vladimir an. „Das kann ich nicht.“

„Du glaubst nur, dass du es nicht kannst.“

„Nein, ich kann es nicht“, wiederholte ich.

„So wie du keine Bücher schreiben kannst?“

„Anders“, sagte ich verstimmt. „Diese Welt hört nicht auf mich. Sie beherrscht mich, nicht ich sie.“

„Sie beherrscht jeden, der sich falsch bewegt.“ Augenrollend verschränkte er

die Arme vor der Brust. „Du musst ein Teil von ihr werden, um mit ihr zu agieren.“

„Ich will einfach nur aufwachen“, sagte ich. „Aufwachen und nicht zurückkommen.“

Vladimir seufzte schwer und schob die spitzen Zweige einer Brombeere zur Seite. „Hattest du einen guten Tag?“

Ich hob die Schultern. Was geschah, sobald die Sonne aufging, war meine Angelegenheit. Hier wollte ich keinen Gedanken daran verschwenden.

„Meiner war auch beschissen“, sagte Vladimir. „Ich fühle mich langsam wie ein ausgesaugtes Tetrapack. Entweder ich reiße demnächst jemandem die Kehle auf oder ich kann einpacken.“

Mir wurde heiß und kalt zugleich und meine Füße verharrten an Ort und Stelle. Vladimir quittierte mein überfordertes Schnaufen lediglich mit einem Augenrollen. „Es würde mir nichts bringen, dich zu töten. Mach dir nicht ins Hemd.“

„Warum nicht?“

„Weil du nicht von hier bist. Ich bekomme von dir ungefähr so wie, wie wenn ich in den Wind steche und vorgebe, eine betrunkene Elfe erwischt zu haben.“

Eine winzige, bittere Hoffnung flutete mich. „Hier gibt es Elfen?“

„Nirgendwo gibt es Elfen“, schnaubte Vladimir.

Doch. Hinter den hohen, weißen Mauern, hinter dem glühenden Tor, das ich vor mir selbst verriegelte hatte. Dort, gebadet in den schönsten Sonnenschein, wurden alle Träume wahr. Dort, zwischen Wäldern und Seen, warmem Schnee und kühlen Sommerabenden, schimmerten Flügel an Menschenrücken, zart wie die eines Schmetterlings.

„Vielleicht solltest du schlafen“, schlug ich ihm kleinlaut vor. „Danach fühlt man sich wacher.“

„Ach.“ Vladimir warf mir einen vernichtenden Blick zu. „Wirklich? Ich fühle mich danach, als hätte man mich durch einen Reißwolf gejagt.“

„Warum?“, flüsterte ich. „Gehst du auch an einen anderen Ort?“

„Ich sehe mir in aller Ruhe an, was ich in meinem Leben ruiniert habe.“

„Oh.“

„Du bist wirklich ein kleines Mädchen.“ Kichernd wischte Vladimir die düsteren Wolken fort, die über unseren Köpfen schwebten. „Wenn du nicht mehr träumen willst, sobald du schlafen gehst, musst du die Kontrolle über



das Geschehen erlangen.“

„Ich gehöre nicht in diese Welt“, wiederholte ich. „Solange ich kein Teil von ihr bin, geht das nicht. Das hast du selbst gesagt.“

„Dann mach dich zu einem Teil von ihr, wenn es dir am besten passt.“

„Es passt aber nie.“

„Warum nicht?“ Die Intensität von Vladimirs Aufmerksamkeit war und ist nicht zu beschreiben. Er führt einen an Fäden, er raubt einem den Boden unter den Füßen und zeitgleich verändert er nichts und niemanden. Er sieht einen nur an. Mehr braucht es für ihn nicht und brauchte es nie. Nur einen einzigen, konzentrierten Blick.

„Ich gehe zur Schule“, erklärte ich ihm. „Dann übe ich Klavier und lese.“

„Musst du wirklich lesen?“

Ich verstand, worauf das hinauslief. „Bücher zu schreiben, das ist nichts für mich“, beharrte ich.

„Tu es nicht für mich“, sagte Vladimir. „Tu es für dich.“

Wir standen wieder am Anfang. Am Ausgangspunkt dieser Diskussion. Ich überlegte, ob wir sie wiederholen sollten, aus dem Schlamm graben und wieder zum Beginn tragen und alles, was wir bereits besprochen hatten, begraben sollten. Mir ging einiges durch den Kopf und nichts davon ergab genug Sinn.

„Ich muss Menschen töten“, nahm Vladimir schließlich einen alten Faden wieder auf. In der Ferne erkannte ich das Tor, das aus dem Gestrüpp in seinen Garten, seinen Park führte. „In dem Moment, als manifestiert wurde, dass ich eine Hexe bin, hat man dafür gesorgt, dass ich nur noch einen Teil meiner Energie aus Nahrung und Schlaf ziehen kann. Will ich leben, muss ich töten.“

„Ein Leben für ein anderes?“, fragte ich und verstand nicht, warum dieses Gespräch sich beinahe normal anfühlte. In keiner Weise schauerlich. Lediglich als stände ich einem Mann gegenüber, der genau weiß, welche Opfer er bringen muss, um zu überleben.

„Keine Ahnung“, murmelte Vladimir. „Es ist halt so. Ich versuche mir nicht vor Augen zu halten, was ich damit anrichte.“

„Was meinst du?“

Er sah mich an, drückte das Tor auf und ließ mich keine Sekunde lang vom Haken. „Klar kann man Obdachlose töten, die eh den Willen an alles verloren haben. Aber da fehlt der Kick. Es fühlt sich leer an.“

Eisfinger griffen mir in das Rückenmark. „Du zerstörst Familien?“, flüsterte ich.

Vladimir rollte die Augen. „Ich zerstöre keine Familien. Im schlimmsten Fall stelle ich sie auf die Probe. Am Ende sind sie dafür verantwortlich, was danach geschieht.“

„Das ist grausam.“

Sein Grinsen war das Zähnefletschen einer Raubkatze. Reflexartig blieb ich stehen. Stocksteif. „Ich habe nie behauptet, einer von den Guten zu sein.“

„Du willst deine Geschichte erzählen lassen“, wisperte ich, „obwohl es besser wäre, wenn sie keiner hört. Jemand wie du sollte keine Plattform bekommen.“

„Es gibt mehr wie mich, als du dir jetzt vorstellen magst“, erwiderte Vladimir schlicht. „Sie alle sind mehr als nur böse. Jeder ist mehr als nur böse.“

„Du tust böse Dinge.“

„Ich tue alles, was ich tun muss, um zu überleben.“

„Das ist selbstsüchtig“, flüsterte ich.

„Das, was du machst, das ist auch selbstsüchtig.“

„Ist es nicht“, sagte ich. „Alles, was ich tue, tue ich für andere.“

„Guck.“ Vladimir schnaubte abfällig. „Die höchste Stufe der Selbstsucht. Du lässt es so aussehen, als würdest du für jeden außer dir schufteten, dabei willst du dir nur so viel Bestätigung angeln, dass du darin baden kannst.“

„Das ist nicht wahr.“

„Natürlich ist es das!“ Leise glucksend zog er mich zu sich hinter das Tor und verriegelte es. Dort, wo Vladimir mich berührte, schien sich ein brennendes Band über meine Haut zu ziehen. „Du willst deine Träume kontrollieren? Nimm sie in die Hand. Du willst, dass man dich nicht nur belächelt? Dann tu etwas, das es ändert. Aber jammre nicht rum.“

Ich war überfordert. Wohin? Ich wusste es nicht. Dieses Gespräch verlief anders als das Vorherige. Vladimir setzte seinen Charme ein wie eine verwirrende Waffe. Das leise Glucksen gehörte nicht zu seinen scharfen Worten und die wütenden Blicke sollten nicht Teil unserer Auseinandersetzung sein. Womöglich beunruhigte mich Vladimirs

Geständnis, er töte Menschen, nicht, weil ich ihm kein Wort glaubte. Nun begann es mir zu dämmern. Ich begann zu begreifen, dass er mehr war als nur ein gefährlich schöner, tückisch charismatischer Mann. Vladimir besaß nicht die zwei Seiten einer Münze. Er war ein Prisma und das Licht, das sich in

seinem Inneren fing und sich tausendfach spiegelte, war nur ein Bruchteil dessen, was Vladimir verkörperte. Ich begriff es nicht. Nicht im Ansatz. Aber ich wollte es verstehen. Alles an ihm. Ich wollte nachvollziehen können, wie er von A nach B schwankte, scheinbar mühelos, sich selbst verleugnete, sich selbst auflöste und sich selbst neu erschuf und all das nur in einem Atemzug. Es juckte mich in den Fingern, seine Geschichte zu erfahren.

Während Vladimir vor mir herlief, hatte er mich am Haken. Meine Gedanken überschlugen sich, die nutzlose Fantasie schaltete sich ein und dichtete Vladimir Vergangenheiten an, die wohl niemals tatsächlich zu ihm gehörten. Ich wollte die Wahrheit wissen. Ich wollte begreifen können, wie ein sorglos kichernder, junger Mann für seine niederste Befriedigung Familien auseinanderreißen konnte. Wie er damit leben wollte, ohne dass es ihn zerfraß.

„Tee?“, rief Vladimir über seine Schulter hinweg. Ich verspürte keinen Durst. Die Sonne schien und sie glühte intensiver als alles, was ich zuvor erfahren hatte. Die Wolken schoben sich vor sie und waren nicht mehr als ein feines, schmückendes Tuch.

„Nein“, sagte ich.

Er hob eine Braue. „Keinen Durst?“

„Ja.“ Ich war nicht durstig. Nicht in dieser Hinsicht. Mehr über ihn zu erfahren, wäre eine angenehme Ablenkung von mir selbst. Wenn ich dafür ein Buch verfassen müsste, wen kümmerte es? Ich würde es niemandem zeigen. Niemand müsste wissen, dass ich in den einsamen Stunden allein vor einer Tastatur saß und in ein fremdes Leben abtauchte, um meinem kein Gehör mehr schenken zu müssen. Niemand müsste wissen, was ich tat, niemand darüber urteilen. Es wäre eine Sache zwischen Vladimir und mir. Es wäre unser Geheimnis und womöglich, in einem winzigen hoffnungsvollen Moment, könnte es zu dem werden, was ich brauchte. Zu meinem Ausweg. Zu meinem Heiligtum. Zu meinem letzten Atemzug vor dem großen Fall, zu dem letzten Sonnenstrahl vor langer Nacht. Zu dem letzten Fetzen Vernunft vor dem gierenden Wahnsinn.

„Du trägst die Sache mit Fassung“, sagte Vladimir. „Ich hätte erwartet, dass du kreischend im Kreis rennst wie ein blindes Huhn.“

„Ich verstehe es nicht ganz“, räumte ich ein. „Das, was du mir sagst.“

Vladimir zuckte die Achseln. „Du hast kein Interesse an meiner Geschichte. Das hast du gesagt.“

„Nein. Ich will sie nur nicht aufschreiben.“

„Dann wirst du wohl oder übel alles vergessen.“

„Ich bin nicht dumm.“

„Das hat nichts mit Dummheit zu tun“, spottete er. „Es ist einfach mehr, als ein kleines Mädchen sich merken kann.“

„Ich bin in einer Klasse für Hochbegabte“, sagte ich und verspürte einen Funken Stolz über den bittersten Teil meines Lebens. „Ich bin mir sicher, dass ich es kann.“

„Zum Schluss verfälschst du es“, sagte Vladimir.

„Nein.“ Dieses Mal war ich es, die den Blickkontakt suchte. Ich weigerte mich zurückzuweichen oder zu blinzeln. „Ich würde dir nur zuhören.“ Mich räuspernd verschränkte ich die Arme vor der Brust. „Das war doch, was du wolltest. Dass dir jemand zuhört und nicht sofort über dich urteilt.“

„Wenn ich nur Tee mit einem kleinen Mädchen trinken gehen wollte, würde ich mir eines suchen, das mir gefällt.“ Es war ein unnötiger Seitenhieb, gesprochen mit einem breiten Grinsen und einem prickelnden Funkeln in den Augen. „Ich brauche keine Therapiestunde“, sagte Vladimir. „Ich brauche dort eine Stimme, wo niemand weiß, dass es mich gibt.“

„Warum?“

„Für die Lehre.“

„Die Moral?“

„Die Lehre“, wiederholte Vladimir nachdrücklich. „Sie sollen sehen, was aus einem wird, wenn man zu wenig will.“

Ich runzelte die Stirn. „Wie meinst du das?“

„Schreib es dir auf“, beharrte Vladimir. „Wenn du es aufschreibst, hast du zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen.“

„So fühlt es sich aber nicht an“, gestand ich. „Wenn ich deine Geschichte aufschreiben würde, dann hättest du gewonnen.“

„Wäre das denn so schlimm?“ Vladimir hob eine Braue und schenkte mir sein umwerfendes Lächeln. „Kleines, wenn man Unrecht hat, kann man ruhig mal klein beigegeben. Das ist in Ordnung.“

„Es würde niemand je zu sehen bekommen“, schwor ich Vladimir. „Niemand wird je von dem lesen, was du mir anvertraut hast.“

„Solltest du deine Meinung ändern, wäre ich dir dankbar.“ Leise kichernd fuhr er sich durch die wirren, weißen Locken. Sie umrahmten sein Gesicht wie eine Mähne. In den zahlreichen Jahren, die Vladimir und ich uns

nahestanden, fragte ich ihn einmal, warum er sie sich nicht schnitt. Erinnerungen, lautete seine knappe Antwort. Und ich verstand jede Silbe davon bis ins Mark.

„Tee?“, wiederholte er.

„Nein. Ich habe keinen Durst.“

Augenrollend ließ er sich in die hohen Gräser die Wiese sinken. Der Duft der Blumen überwältigte mich bereits, bevor ich mich niederkniete und in ihrer Umarmung versank. Die Natur kitzelte mich, während in der Ferne der See plätscherte und der Wind durch die dichten Baumkronen rauschte. Das Gebiet, das Vladimir gehörte, schien weit größer zu sein als alles, was ich mir vorstellen konnte. Deutlich undurchsichtiger und schöner. Wie alles an Vladimir selbst.

Er legte sich mit dem Rücken flach auf den Boden und schloss die Augen. Eine Biene verfang sich mit den Beinchen in seinem Haar und machte sich aggressiv los, nur um in der Blüte zu seiner Rechten zu landen.

„Ich bin als einfacher Junge aufgewachsen“, begann Vladimir. „Einige Jahrhunderte vor dieser Zeit.“

Ich öffnete den Mund. Ehe ich meine Frage stellen konnte, griff Vladimir meine Hand. Erstmals fiel mir eine silbrig schimmernde Narbe an seinem Unterarm auf. Ein X, um neunzig Grad gekippt und verschnörkelt genug, damit es an das Unendlichkeitssymbol erinnerte.

Unter schweren Lidern folgte Vladimir meinem Blick. „Das ist ihre Mahnung“, murmelte Vladimir. „Sie haben mich als ihr Eigentum markiert und ich schätze, ich komme damit zurecht.“

„Wer?“, fragte ich.

„Die Götter“, sagte Vladimir schlicht. „Wenn ich dir von mir erzähle, musst du mir glauben, dass alles wahr ist. Dass alles, was du verleugnet hast, über dich herrscht und sich nicht darum kümmert, wer du bist oder was du tust.“

Als würden sie nicht existieren. „Gut“, sagte ich. „Damit kann ich umgehen.“

„Für den Moment kannst du das“, murmelte Vladimir und schloss die Augen. Seine langen Finger streichelten über meinen Handballen. „Für alles, was ich dir zeige, wirst du bezahlen.“

„Zeigen?“ Ich war aus dem Konzept gebracht. „Du wolltest mir von dir erzählen.“

„Wenn ich es dir zeige, verstehst du es besser.“

„Woher willst du wissen, ob ich etwas verstehe oder nicht?“

„Ich kenne Menschen“, sagte Vladimir, ein weiches Lächeln in der Stimme. „Sie sind einfache Geschöpfe.“

Diese Aussage kränkte mich mehr, als ich mir eingestehen wollte. „Ich bin nicht dumm“, sagte ich. „Ich verstehe das schon.“

„Begreifst du es auch?“ Die Augen hatte er nur einen Spalt breit geöffnet und doch zog er mich augenblicklich wieder in seinen Bann. „Lass es mich dir zeigen“, bat er mich. „Ich werde aufhören, sobald du mich darum bittest.“ Der Puls raste mir in den Ohren. „Das hier ist mein Traum“, erinnerte ich Vladimir. „Wenn ich das will, dann verschwindest du einfach.“

„Das hier ist mein Haus und mein Land“, erwiderte Vladimir. „Hier hast du genau so viel Macht, wie ich dir einräume.“

„Was bedeutet das?“

„Dass du ein Mensch sein darfst wie jeder andere“, sagte Vladimir. „Ich werde dich nicht zwingen zu bleiben. Aber du wirst dich an diesem Ort nicht zu meinem Gott erheben.“ Behutsam legte er sein Handgelenk auf meines. Die silberne Narbe schien sich aufzuspannen und um meinen Arm zu schlingen. Ich spürte die Berührung nicht und doch war sie unleugbar. „Wann immer du bereit bist, mir zuzuhören“, murmelte Vladimir, „werde ich da sein und dir berichten.“

„Selbst wenn ich wach bin?“, fragte ich.

Langsam nickte er. „Ich halte an der Theorie fest, dass Menschen nur ein bestimmtes Maß an Träumen benötigen. Verschieb sie auf die Momente, in denen du sie kontrollieren kannst.“

Ich zögerte. „Wenn es funktionieren sollte, dann würde ich hier nicht mehr herkommen.“

„Würdest du es bedauern?“, fragt Vladimir mich mit einem kecken Grinsen. Langsam schüttelte ich den Kopf. Nein. Keine Sekunde. An diesem Reich hing eine Bitterness, die mich begrub, noch bevor ich sie betrat. Vladimir bot mir eine fadenscheinige Hintertür an und ich war verzweifelt genug, nach allem zu greifen, was sich mir eröffnete.

„Ich wuchs als einfacher Junge auf“, wiederholte Vladimir und als er sprach, veränderte sich das Bild vor meinen Augen. Ich lag nicht länger auf dieser Wiese. Die Blumen kitzelten nicht mehr meine Wangen und die Bienen verstummten. Der süßliche Geruch verflog und wurde ersetzt durch den satten Duft von Weizen. Kühle wurde durch flirrende Wärme ersetzt und ich meinte, in der Ferne das Meer rauschen zu hören. Anstatt mich zu umarmen,

plärrte die Sonne mir unbarmherzig entgegen. Vladimir lag nicht mehr neben mir. Er stand verloren und klein neben einem brüchigen Haus. Das wirre Haar stand ihm in alle Richtungen ab und die winzigen Kindeshände zitterten unkontrolliert.

„Mein Vater bestellte das Feld, aber es war zu klein, um uns versorgen zu können.“ Vladimirs Worte klangen wie meine eigenen Gedanken. Ein seltsames Prickeln ging durch meinen Körper, während ich ihm nur lauschte. Während ich beobachtete, wie sich die Welt um mich herum veränderte, die Sonne ging, der Regen kam, die Nacht verschlang, und der Tag erblühte. Ich war wie erstarrt, becirct, verzaubert. Ein atemloses, kleines Mädchen, das zu begreifen begann, dass die einzige, magische Wunderwelt nicht im Herzen dieses Traumes ruhte. Alles, was Vladimir mir zeigen konnte, mochte düsterer sein, verlorener, hilfloser, aber es war ebenso real. Ebenso anders. Es berührte mich im Herzen.

Als ich aufwachte, da war es früh am Morgen. Kurz vor Fünf. Mir raste das Herz in der Brust. Ich bildete mir ein, dass am Horizont die ersten Sonnenstrahlen gegen die Nacht antraten, und hörte Vögel mit Inbrunst singen. Der Boden knarzte leise unter meinen Füßen, als ich aufstand und meinen Computer hochfuhr. Ich wusste nicht, wie ich beginnen sollte. Mir fehlten die Worte und mir fehlte das Können. Das, was Vladimir mir gezeigt hatte, ging tiefer als alles, was ich jemals gewagt hätte, mir auszumalen. Es berührte mich. Ich erlebte es, ohne darum gebeten zu haben, und alles, was ich verstand, war, dass es mich von all dem ablenken würde, was mich in den Wahnsinn trieb. Vladimir mochte mich für seine Zwecke nutzen, aber ich bekam genauso viel zurück. Damals wusste ich nicht, dass ich für jedes Wort, das ich schrieb, einen Tribut zahlen sollte. Wenn ein Mensch sich mir öffnete, mich erleben ließ, was er selbst durchstanden hatte, war es kein Film, kein Buch, keine Fantasie. Es schien, als würde ich es selbst erleben und die gleiche Rechnung begleichen müssen wie derjenige vor mir. Vladimir war der Anfang. Er führte mich langsam an dieses Gebiet des Gebens und Nehmens heran. Seine Geschichte war der Beginn einer Droge, die mich um den Schlaf und um jeden rationalen Gedanken bringen sollte.

Ich begann die Welt mit Vladimirs Augen zu sehen, mit seinem Empfinden zu spüren, und das beinhaltete, dass er mich an Personen übergeben konnte, denen ich nie begegnet war.

Die ersten Sätze, die ich schrieb, entstammten nicht Vladimirs Verstand. Sie wurden von Leyla gebildet, einem Mädchen, auf das ich in Person erst deutlich später treffen sollte. Während ich das leere Dokument öffnete, spürte ich ihre Panik durch meine Adern rasen. Die Szene nahm vor meinen Augen Gestalt an und es quälte mich nicht länger, dass ich nicht in der Lage dazu sein würde, sie angemessen in Worte zu fassen.

Ich war atemlos. Ich verstand nicht. Ich sah nicht. Ich hörte nur. Es war alles in meinem Kopf. Anders als in meinem Traum nahm ich mein Zimmer wahr, aber es bot keine Sicherheit, keinen Anhaltspunkt, keinen Hafen. Es existierte, wie für gewöhnlich eine Idee im Raum stehen sollte. Ich hatte verlernt zu denken.

Meine Finger waren ruhig, als gehörten sie nicht zu mir, während das Adrenalin mir durch die Adern raste und mich schwitzen ließ. Niemand würde es je erfahren, schwor ich mir. Dieses Buch, diese Geschichte würde eine Sache zwischen Vladimir und mir bleiben. Niemand würde je davon erfahren. Niemand würde je wissen, was ich hier tue. Ich würde keiner Menschenseele die Gelegenheit geben, das zu zerstören, was ich in diesen hastigen Atemzügen empfand.

„Ich renne so schnell ich kann, während ich ihre Schritte hinter mir vernehme.“ Der erste Satz. Die ersten dreizehn Wörter von mehr als 4.12 Millionen. Als ich begann, Vladimirs Bitten nachzugeben und mich selbst zu verlieren, wusste ich nicht, was ich tat. Ich begriff lediglich, dass ich verfolgt wurde. Aber das war nicht ich. Und das Mädchen, das von Vladimir in den Tod gehetzt wurde, kannte ich nicht. Fühlte dennoch jede ihrer Regungen. Das Zerren ihrer Muskeln war mein eigenes, ihre Atemlosigkeit strengte meine eigenen Lungen an, ihr Schweiß lief mir den Rücken hinab. Während ich schrieb, langsam und unerfahren, wurde ich zu ihr. Meine Finger kannten die Tastatur kaum und ich versuchte krampfhaft, dem zu folgen, was sie mir zeigte. Alles einzufangen. Nichts davon zu vergessen. Mein Protokoll war Lückenhaft. Ein fadenscheiniges Tuch, mit dem ich versuchte, das eigentliche Geschehen abzudecken, aber es war ein Anfang. Ich weiß nicht mehr, wie viele hundert oder tausend Wörter ich an diesem Morgen schrieb. Schlussendlich spielt es keine Rolle. Sie befreiten mich. Als das Kapitel endete saß ich auf meinem Stuhl und starrte nach draußen. Ich nahm meinen Garten kaum wahr. Dieser Moment, der nicht zu mir gehörte,



klang nach. Diese Angst, diese bittere Panik einer Verfolgungsjagd, die ich nie selbst durchleben musste.

Falsch. In diesen Minuten stand ich Leyla bei. Ich war sie. Sie war ich. Nur dass mir der Luxus eingeräumt wurde, das Geschehen zu pausieren. Als mich die Situation überwältigte, durfte ich gehen. Leyla blieb. Wie Vladimir blieb. Wie jeder blieb. Dort gefangen, wo sie lebten.

Wie ich mich nicht aus meiner eigenen Welt befreien konnte. Flüchtig fragte ich mich, ob wohl jemand ein Buch über mich schreibt. Ob er mein Leben protokolliert.

Kopfschüttelnd wies ich den Gedanken von mir. Nichts an dem, was ich tat, war interessant. Was ich schrieb, war schlecht.

Das spielte keine Rolle. Was ich schrieb, gehörte mir. Nur mir. Niemand musste je davon erfahren. Das war eine Sache zwischen Vladimir und mir.

Und Leyla.

Vermutlich hatte ich nicht genug geschrieben. Als ich mich in mein Bett legte, erwachte ich an dem gleichen Ort wie jede Nacht. Vor den glühenden Toren. Ein Teil von mir wollte die Hände nach ihnen ausstrecken und an ihnen rütteln, bis man mich einlässt. Niemand würde mich hören. Selbst wenn, niemand würde mich einlassen. Ich selbst habe mich verstoßen. Ich allein. Es ist nur folgerichtig, dass ich allein die Konsequenzen dafür trage.

Die Verfolgungsjagd saß mir noch immer in den Knochen, obwohl sie inzwischen mehr als zwölf Stunden zurücklag. Als ich Vladimir am selben Ort begegnete, sah ich ihn mit den gleichen Augen. Nichts hatte sich verändert. Rückblickend fragte ich mich, ob Vladimir meinem Unterbewusstsein von unserer ersten Begegnung an einen Einblick in sein Innerstes gegeben hatte. Warum sonst sollte ich in Leylas Haut von ihm zu Tode gehetzt worden sein und keinen Groll empfinden?

Er wirkte strahlender, wacher, stärker. Vladimir klemmte sich die Zungenspitze in den Mundwinkel. „Da bist du wieder.“

„Du hast heute jemanden umgebracht“, sagte ich.

Leise glucksend breitete er die Arme aus. „Es funktioniert also.“

„Ich war nicht in deinem Kopf“, gestand ich.

„Sondern?“

„In dem des Mädchens.“

„Leyla.“ Das Lächeln verschwand aus seinen Augen. „Wie kommt es?“

„Ich weiß nicht“, räumte ich ein. „Es fühlte sich richtig an.“

„Du gehst also kreuz und quer?“

„Ich weiß nicht“, wiederholte ich. „Es war fast so, als würde sie wollen, dass ich zu ihr komme.“

„In verzweifelten Momenten“, sagte Vladimir gedehnt, „öffnet man sich schnell mal den falschen Menschen. Du musst dich nicht für den Messias halten.“

„Das tue ich nicht“, antwortete ich hastig. „Wirklich nicht.“

„Natürlich nicht.“ Sein linker Mundwinkel hob sich. „Wie war dein Tag?“

Ich zuckte die Achseln.

„Meiner war auch beschissen.“ Kichernd streckte Vladimir sich. „Das Mädchen zu töten, das hat gutgetan. Aber danach? Großer Schwachsinn.“

„Was da?“

„Alles, was mit Gewissen aufhört und endet“, sagte Vladimir augenzwinkernd. „Ich mag auf dich wirken wie der große, böse Wolf und der bin ich auch. Manchmal unterlaufen mir trotzdem Fehler.“

„Du lässt die Morde an dich rankommen.“

„Ich versuche Menschen zu Hühnern zu degradieren und Hühner zu Milben“, fuhr Vladimir unbeirrt fort und bedeutet mir, ihm zu folgen. Wir beschritten den gleichen Pfad wie bereits die drei Male zuvor. „Wenn ich eine Milbe zerquetsche, tut es mir nicht leid, und wenn ich ein Huhn überfahre, dann ist das halt so.“

„Bei uns hat sich ein Huhn in den Garten verirrt“, sagte ich. „Es war ganz weich.“

„Und in zwei Jahren ist es tot.“ Glücksend strahlte Vladimir mich an. „So ist das. Das ist der Kreislauf der Dinge.“

„Trotzdem fühlst du dich nicht gut damit“, stellte ich fest.

Schwer seufzend schüttelte er den Kopf. „Meistens juckt es mich nicht. Dann ist die halt tot, und? Die paar Jahrzehnte früher oder später tun keinem weh.“ Jahrzehnte. Vladimir sprach von ihnen wie von einem Augenblick. Dass sie genau das für ihn darstellten, wurde mir erst deutlich später schmerzhaft bewusst. Vladimir mochte mir gezeigt haben, wo er aufgewachsen war, er mochte erwähnt haben, dass er bereits Jahrhunderte auf der Welt war, aber wie unverföhren diese Wahrheit sein sollte, begriff ich erst Jahre nach dieser Begegnung. „Dieses Mal“, fuhr Vladimir gedehnt fort, „habe ich das Gefühl, dass ich einen verdammten Fehler gemacht habe.“

„Oh.“ Ich räusperte mich. „Warum?“ Wir sprachen über einen Mord wie über meinen Töpferkurs. Leicht desinteressiert, distanziert, ein wenig gelangweilt. Nicht, als ginge es um ein Leben, das sich zwischen den Sätzen verbirgt. Ein Leben, das gewaltsam beendet wurde und dessen Niedergang ich in jeder meiner Fasern spürte, während ich es verriet und niederschrieb.

„Wird die Zeit zeigen“, erwiderte Vladimir. Der Schalk blitzte in seinen Augen.

„Es wird immer die Zeit zeigen. So ist das.“

„Bedauerst du das?“

„Ich bedauere, dass ich meinen Tee habe kalt werden lassen“, sagte Vladimir. Ich zögerte. „Beschäftigt es dich sehr?“

„Mich beschäftigt, dass ich meine Haare nicht durchgekämmt bekomme.“ Kichernd schob Vladimir sich an den kratzenden, reißenden Brombeeren

vorbei. „Manchmal laufen die Dinge nicht, wie man es sich wünscht. Das nehme ich hin und mach es das nächste Mal besser.“

„Das klingt klug.“

„Ich bin klug“, sagte Vladimir im Brustton der Überzeugung. „Du würdest dir ins Höschen machen, wenn du wüsstest, wie klug.“

„Wenn ich über dich schreibe, bin ich für einige Momente dann nicht genau das, was du bist?“

Vladimir hob beide Arme. „Wird sich zeigen. Ich bin in jedem Fall gespannt, was kommt.“

Ein Punkt, bei dem ich ihm zustimmen musste. Wie viel würde ich dafür geben, schon jetzt das Ende sehen zu können.

Wie viel würde ich heute dafür geben, es nie gekannt zu haben.

„Ich habe Besuch“, sagte Vladimir fröhlich. „Wir könnten uns gemeinsam eine Tasse kochen und reden.“

„Besuch?“, fragte ich zögerlich.

Er rollte die Augen. „In meinem Haus gehen ein gut ein Dutzend Leute ein und aus. Es ist nicht zu verwunderlich, wenn einige für eine Weile bleiben. Die wohnen da wie ich.“

Überrascht zog ich die Brauen zusammen. Das hatte ich nicht erwartet. „Du lebst dort nicht allein?“

Glücksend griff Vladimir nach meiner Hand, als würde uns mehr verbinden als der Wunsch, mehr zu sein. Seine Finger schlangen sich um meine und ich fühlte mich winziger denn je. „Kleines“, sagte er und sah mit warmem Blick auf mich hinab, „hast du gesehen, wie groß das Ding ist? Ich würde mich da drin schneller verlaufen, als mir lieb ist.“

„Es wird durch Menschen nicht kleiner“, stellte ich fest.

„Ich muss mich um weniger Räume kümmern.“ Vladimir zuckte die Achseln.

„Das ist schon ganz gut. Jeder hält seine vier Wände sauber und ich bin aus dem Schneider.“

„Und wenn sie es nicht machen?“

Schallend lachte Vladimir auf. „Sehe ich aus, als wäre das mein Problem?“

Kopfschüttelnd drückte er das Tor auf und ich folgte ihm. „Sollen die doch leben, wie sie wollen. Ich bin nicht deren Vater.“

Das stimmte. Vladimir war Niemandes Vater. Er war nur Zahlreicher Mörder.

Wie bitter dieser Umstand an ihm nagte, sollte ich erst viel, viel später

begreifen. Vladimir war eine aufgesetzte Frohnatur, unter der ein scheinbarer

Soziopath schlummerte. Nichts von dem, was Vladimir dem unbeteiligten Betrachter zeigte, war wahr. Alles von dem, was ihn bewegte, eröffnete er mir über die Jahre. Wir hatten einen Deal und ich war neugierig genug gewesen, mich darauf einzulassen: Ich schreibe über ihn, er tilgt mit mir gemeinsam meine Träume und die erstickenden Nächte.

„Ich muss aufräumen“, erklärte ich Vladimir.

„Du hast Eltern?“, fragte er.

Ich blinzelte verständnislos. „Ja. Natürlich habe ich Eltern.“

„Sei froh.“ Er vergrub die Hände in den Taschen seiner dunklen Jeans.

„Solange sie dich dazu zwingen aufzuräumen, bist du ihnen nicht vollständig egal.“

„Sie haben mich lieb“, sagte ich.

„Sei froh“, wiederholte Vladimir nur.

Ich entdeckte Vladimirs Besuch, ehe er auf mich aufmerksam wurde. Ein junger Mann, der mit einem Buch in der Hand zwischen Blumen und Gräsern saß, die Schultern krampfhaft gerade gehalten und das Haar schwarz wie Vladimirs weiß war. Sie schienen wie Ying und Yang. Zwei Teile einer Medaille, die zu schwer wog, als dass man sie heben könnte.

Er spürte mein Starren und drehte leicht den Kopf.

„Lancelot!“, rief Vladimir aus und ich wusste nicht recht, ob er seinen Freund begrüßte oder ihn mir vorstellte. „Die beste Gesellschaft, die sich ein Irrsinniger wünschen kann“, kicherte Vladimir. „Er bringt jeden noch so wirren Gedanken in eine Ordnung, die wahnsinnig genug ist, um Verstand zu haben.“

„Ah.“

Der Mann erhob sich nicht. Das dunkle Shirt schmiegte sich an seinen Oberkörper und bildete einen krassen Kontrast zu seiner krankhaft bleichen Haut. Vladimir und Lancelot wirkten beide, als wären sie aus dem silbrig glühenden Stein des Mondes gearbeitet worden. Als hätte man ihren Körpern jede Farbe entzogen und jede Pigmentierung, um sie der Sonne ungeschützt auszuliefern. Anstatt mich näher zu betrachten, wandte er sich wieder seiner Lektüre zu. Auf dem Umschlag stand kein Titel. Ich weiß bis heute nicht, was Lancelot bei unserer ersten Lektüre las.

„Keine Sorge“, sagte Vladimir leichthin, „du bist nur wahnsinnig uninteressant für ihn. Nichts was dir Sorgen machen müsste.“ Kichernd ging er auf Lancelot zu und ich war mir unsicher, ob ich ihm folgen sollte. Lancelot

strahlte eine Kälte aus, die mich erschreckte. Eine Rationalität, die mir durch Mark und Bein ging und mich zerfraß. So klug, wie Vladimir glaubte zu sein, war dieser Mann. Mit nur einem Blick wusste er mehr über mich als ich selbst. Lancelot und ich kamen einander nie allzu nah. Wir akzeptierten einander. Das ist mehr, als ich mir bei unserer ersten Begegnung erhoffte.

„Teezeit!“, rief Vladimir fröhlich. „Es ist Teezeit.“

„Laufen die Uhren denn wieder rückwärts?“, seufzte Lancelot und schlug das Buch zu.

„Nein.“ Vladimir warf ein verschmitztes Lächeln in meine Richtung. „Mir ist lediglich etwas zugelaufen, was ich dir vorstellen will.“

Der Tee dampfte und Lancelot durchbohrte mich mit unnachgiebigen Blicken.

„Wie heißt du?“, brach er schließlich das unangenehme Schweigen.

Überrascht blinzelte ich. „Was?“

„Wie du heißt“, wiederholte er, die Stimme ruhig und auf eine Weise sachlich, die mir Angst machte.

„Ich glaube nicht, dass das so wichtig ist.“

„Du kennst meinen Namen, aber ich nicht deinen. Wie heißt du?“

„Ja.“ Vladimir kratzte sich am Kinn. „Wie heißt du eigentlich?“

Ich fühlte mich erdrückt und erschlagen von der gebündelten Aufmerksamkeit der beiden. „Celina“, sagte ich schließlich.

„Ein gewöhnlicher Name“, stellte Lancelot sachlich fest. „Ich hatte mir mehr erwartet.“

Unsicher wischte ich mir mit dem Handrücken über die Wange. „Was denn?“

„Etwas anderes.“

„Welches anderes denn?“

„Irgendwas, was nicht nach Schulmädchen klingt“, antwortete Vladimir anstatt Lancelot und grinste mich breit an. „Manchmal kann ein Schulmädchen gut genug sein. Oder?“ Herausfordernd sah er Lancelot an.

Der lehnte sich in seinem Stuhl zurück und zeichnete mit den Fingern die Keramik der Tasse nach. „Was tut sie hier?“, fragte Lancelot.

„Sie ist mir entgegelaufen.“

„Hunde laufen einem entgegen“, sagte Lancelot.

„Sie wollte sich im Treibsand ersäufen.“ Vladimir verzog das Gesicht. „Ich hatte ganz gute Laune und keine Lust, mir das Gurgeln und Jammern auf den letzten Metern anzuhören.“

„Also wolltest du sie finden.“

„Nein. Sie ist mir zugelaufen. Wirklich. Ich bin da eine Runde gegangen und da stand sie plötzlich.“

„Bring sie nach Hause“, sagt Lancelot. „Sie gehört hier nicht her.“

Ich nickte beifällig, bis mir die Bedeutung aufging und ich stocksteif innehielt. Lancelot wollte mich nicht zu meiner eigenen Sicherheit heimbringen. Ich war seines Erachtens nicht würdig, mit ihm und Vladimir an diesem Tisch zu sitzen.

„Sie gehört hier überhaupt nicht hin“, pflichtete Vladimir ihm breit grinsend bei. „Weist du wie wenig sie hier sein sollte?“

Anstatt einer Antwort hob Lancelot kühl eine Braue.

„Sobald sie aufwacht, ist sie weg“, fuhr Vladimir unbeirrt fort. „Für sie ist das alles nur ein Traum.“

„Ein Traum?“ Ich bildete mir ein, hauchzarten Spott in Lancelots Stimme zu hören. „Wir werden am heutigen Tag zu Phantasmen?“

Ich verstand nicht. Lancelots Gegenwart beunruhigte mich mehr als Vladimirs. Beide zusammen wirkten auf eine Weise vertraut, die Zwist zu sähen schien. Was auch immer sie damals zusammenschweißte, es war hauchzart und könnte jeden Moment zerbrechen.

„Das ist hier die Frage.“ Vladimirs Grinsen wuchs. „Vielleicht ist sie nur der Anfang.“

„Wovon?“

„Von allem.“ Leise glucksend stand Vladimir auf, die Tasse mit dem warmen Tee in den Händen. Ratlos zeichnete der Qualm Kringel in die Luft. „Von heute und von morgen. Begreifst du, was ich dir sagen will?“

„Nein.“

Ich war ebenso ratlos wie Lancelot und tatenlos wie in einem rauschenden Traum, der sich mir vollständig und bis in jeden Winkel entzog.

„Sie könnte über uns schreiben. Wenn sie über uns schreibt und jemand von uns liest, erinnert man sich an uns. Wir werden wahrhaft unsterblich. In mehr Dimensionen als nur dieser.“

Lancelot hatte für Vladimirs Ausführungen lediglich ein Wort übrig. „Hybris.“ Es genügte nicht, um Vladimirs Ausführungen und sein Wesen, sein Sehnen und sein Hoffen zu umschreiben.

„Gib ihr diese Chance“, beschwor Vladimir seinen Freund. „Gib ihr diese eine Chance. Wenn sie die nicht verbockt, vielleicht öffnen sich uns unbekannte Türen.“

„Vladimir“, wiederholte Lancelot langsam, „ich erachte dieses Geschehen als ziellos.“ Lancelot sah Vladimir nicht an. Er betrachtete mich. Die gesamte Zeit über. „Du kannst keiner leeren Hülle eine Geschichte aufzwingen, die sie zerspringen lässt.“

„Kann ich schon“, warf Vladimir ein. „Ich würde es ohne weiteres tun.“

„Ich bin nicht leer“, sagte ich kleinlaut.

„Du bist ausgefegt wie die Tempel nach Neros Raubzügen. Was dich ausmachte, ist nicht mehr da, und niemand außer dir selbst wird es dir je zurückgeben können.“ Lancelot stellte die Tasse zurück auf den Tisch. „Du solltest dich keinem kleinen Mädchen anvertrauen. Es begreift nicht einmal sich selbst, wie sollte es dich unter diesen Umständen auch nur sehen können?“

Vladimirs Lippen verzogen sich zu einem breiten Grinsen. „Sie sieht mehr, als du jetzt glaubst.“

„Das, was sie erfüllen könnte. Leere Phrasen.“

„Sie ist offen.“

„Offen sind die Gefestigten. Keine kleinen Mädchen.“

Ich distanzierte mich an diesem Nachmittag von Lancelot. Dabei hatte er Recht. Was ich auch niederschrieb, immer versuchte ich für mich eine Lehre daraus zu ziehen, für die ich noch nicht bereit war. Ich verdrehte die Tatsachen, bis sie einen Sinn ergaben, der klein genug war, um für mich verdaulich zu sein. Dennoch war Lancelots Sorge unbegründet. All das tat ich fernab von den geschriebenen Worten. Was ich auf das Papier bannte, war ehrlich und es war unverfälscht. Es bestand aus nichts als der Wahrheit. Der Wahrheit, die man mir geboten hatte. Die ich als die einzige Wirklichkeit empfinden wollte, während ich darüber schrieb. Fremde Gedanken durch meine Sinne geistern lies und zu einem Leiter wurde für Momente, die zu groß für mich waren und zu klein für das Große Ganze.

„Sie ist besser, als du denkst“, beharrte Vladimir schief grinsend. „Gib ihr eine Chance.“

„Wozu?“

„Um sie durch deine Augen sehen zu lassen.“



Solange ich wenig schrieb und durch das wenige Schreiben ein ums andere Mal in diese Traumwelt verbannt wurde, nutzte Vladimir die Zeit klug. Er machte mich mit den Menschen bekannt, durch deren Augen ich lernen musste zu sehen, um die gesamte Geschichte greifen zu können. Und je mehr ich durch sie erzählte, desto mehr Gestalten tauchten am Wegesrand auf, um sich selbst mit mir bekannt zu machen. In den folgenden Wochen und Monaten traf ich auf die finstersten Nuancen von Grau. Auf die grausamsten Gesichter, die teuflischsten Gedanken und die moralbefreitesten Stimmen. Ich dachte nicht über sie nach. Nie. Nie darüber, was das, was ich schrieb, bei anderen Menschen bewirken könnte, denn, was ich auch verfasste mit den wenigen Begriffen, die mir zur Verfügung standen, würde genau dort ruhen, wo es geschaffen wurde: auf einer Festplatte, die niemanden kümmerte und niemanden zu kümmern hatte. Ich traf auf Hexen, die zu rücksichtslos waren, um mehr als nur Mörder zu sein, und ich begegnete Gestalten, von denen ich ahnte, dass sie mich eine längere Zeit verfolgen würden. Sie alle waren zeitlos und unbeeindruckt von den natürlichsten Naturgesetzen. Keiner von ihnen alterte.

Je mehr ich mit ihnen sprach, je häufiger ich in ihre Gedanken, ihre Taten, in ihr Leben eintauchte, desto mehr klärte sich das Bild. Und je mehr Facetten es erhielt, desto unerträglicher wurde es.

Geschaffen von den Göttern als hohnvolles Projekt, waren sie alle zur Unsterblichkeit verdammt. Zwar gesegnet mit übermenschlicher Schönheit und mächtigen Gaben, aber verflucht mit der Ewigkeit. Wollten diese Hexen sterben, mussten sie die Waffe gegen sich selbst richten oder jemanden, der ihnen am nächsten stand, dazu bringen.

Während ich über Vladimir schrieb, über Leyla, Lancelot, Serafin, Phine, über all die Namen, die langsam ein Gesicht gewannen, begleitete ich keinen Siegeszug. Ich beobachtete eine ewig währende Beerdigung, gefangen zwischen Selbsthass, Vorwürfen und einer Hilflosigkeit, die ich niemanden von ihnen gewagt hätte anzudichten. Sie alle waren zu viel, zu mächtig, zu atemberaubend, um an sich selbst zu erkranken.

Als sie gingen, mich allein ließen, fühlte ich mich verlorener als zuvor. Verraten und verlassen. Ausgeraubt.

Als hätte man mir das Herz aus der Brust gerissen und durch eine Attrappe gesetzt, das es nicht versteht, Blut zu pumpen.

Über Vladimir schrieb ich drei Jahre. Von meinem zwölften Lebensjahr an. Als ich mich von ihm verabschiedete, hatte ich nicht die Ehre, mich ein letztes Mal mit ihm zum Tee zu treffen. Er ging einfach und in diesen Stunden und Tagen redete ich mir ein, ihn befreit zu haben, während ich ihn jede Nacht aufs Neue suchte, jede Nacht aufs Neue nicht fand, und selbst wenn ich das Tor zu seinem Anwesen durchquerte, betrat ich verbrannten Boden.

Es war ein Trauerzug und ich hatte ihn angeführt.

Vladimirs Geschichte war die erste, die ich schrieb. In langer, ausführlicher Buchform. Als ich das Projekt abschloss, fühlte es sich offener an als vor Beginn der ersten Seite. Ich schien eine Pause einzulegen und Vladimir auch. Wir beide atmeten tief durch und ich distanzierte mich von dem, was ich geschaffen hatte.

Sein dringlichster Wunsch kam mir in den Sinn: dass ich seine Geschichte teile. Ich tat es auf einer Seite für Autoren und Leser. Sein Weg wurde gelesen, er wurde durchdacht, und doch überkam mich nie das Gefühl, dass jemand außer mir begriff, was Vladimir durchleben musste, um zu dem Mann zu werden, der loslassen konnte.

Ich fragte mich, ob es das war. Das Loslassen. Ob das das Geheimnis eines erträglichen, eines schönen, eines respektablen Lebens ist. Dass man hinter sich lässt, was einen ausmacht.

Während ich die Bücher abspeicherte, hoffte ich fast, dass sie verloren gingen und meine gemeinsame Geschichte mit allen von ihnen auslöschte.

Ich schrieb nicht mehr. Warum auch? Als ich diese drei Bücher verfasste, die Vladimir begleiteten, da war ich dem Geschehen nie nah genug, um Kontrolle darüber zu haben. Ich war da und ich hätte es ebenso gut nicht sein können. Der einzige Unterschied? Durch meine Anwesenheit wurde diese Geschichte niedergeschrieben und für einige sollte es der frühere Beginn einer Reise werden, bevor ich wusste, dass es eine Reise sein sollte.

Manchmal träumte ich wirt von ihnen. Rief sie mir an wachen Tagen ins Gedächtnis. Aber keine Seite wollte sich mehr mit ihnen füllen lassen. Sie alle, Vladimir, Phine, Leyla, Serafin, Juliette, sie alle hatten mich ausgeschlossen.

Was zwischen uns gewesen war, hat seinen letzten Satz gefunden und, obwohl er mir nicht genügte, ließ ich ihn dort stehen. Lancelots Zweifel

standen mir wie eine Mahnung vor Augen. Ein kleines Mädchen würde die Geschichte verdrehen, bis es sie begreift.

Nichts, das Herz besaß, würde ich verstümmeln, damit es ein Publikum findet, das die Bedeutung selbst dann nicht verstünde, wenn ich sie unverschlüsselt auf ihre Netzhäute tätowieren würde.

Ich schrieb lange nicht und je mehr Zeit sich zog, desto leerer wurde ich. Man hat mir meinen Sinn genommen und in den Sturm gestoßen. Ein zweites Mal schienen sich alle Tore vor mir verriegelt zu haben, obwohl ich sie nie freiwillig hinter mir gelassen hatte. Ich ging den immer gleichen Weg, ohne ihn zu sehen, und war nach dem Aufwachen erschöpfter als davon. Die Schatten fraßen mich wieder auf und mit jedem Tag, den ich nicht schrieb und auf diese Weise die Welt, in die ich ein ums andere Mal gezogen wurde, akzeptierte, wurde es schlimmer. Mein Bett wurde zu meinem Grab und jeder Atemzug fühlte sich wie der letzte an. Die Nervosität zerfraß mich vor dem Zubettgehen und ich wusste nicht warum. Wieso. Wofür.

Es war kurz vor meinem sechzehnten Lebensjahr. Eine enge Freundin hatte mich zu ihrer Geburtstagsfeier eingeladen. Meinen Laptop hatte ich eingepackt. Nur für den Fall. Nur falls ich ihn wiedersehe. Dort unten. Dort, wo auch immer ich hinging. Es mag klingen wie eine verkorkste Liebesgeschichte, aber ich hegte für Vladimir nie romantische Gefühle. Er war lediglich der loyalste Freund, den ich je bei mir wusste. Wankelmütig, ohne Frage, aber am Ende des Tages kam er immer zu mir zurück. Selbst wenn ich nicht mehr daran glaubte. Am Ende, da war er wieder da und es war gut. Alles war gut. Weil er mich bei der Hand nehmen und aus der Finsternis führen würde, die ich mir selbst geschaffen hatte.

Ich schlief unruhig. Meine enge Freundin ließ bei Nacht die Jalousien herunter und kein einziger Lichtstrahl durchbrach die betäubende Dunkelheit. Als ich an diesem Abend einschlief, fühlte ich mich mehr denn je begraben. Ich hörte die anderen Mädchen mit mir atmen. Das leise Rascheln der Decken. Die Finsternis machte mir genug Angst, lähmte mich, damit ich mich beinahe geborgen fühlte, als ich zurückkehrte in diese traumverwobene Fantasiewelt.

Vor mir erstreckten sich die glühenden Tore bis zum Himmel. Ich war nicht allein. Mit dem Rücken lehnte ein zierliches Mädchen an ihnen, eine Braue herausfordernd gehoben und das blonde Haare zu einem akkuraten Zopf gebunden, der ihr geflochten über die rechte Schulter fiel. Sie trug einen

Kapuzenpullover, grau, unauffällig, stabiles Schuhwerk und eine einfache Jeans. Ihre Nägel waren kurz geschnitten, der Blick aus den dunklen Augen herausfordernd.

„Ich kenn dich“, sagte sie grinsend. „Ich habe dich gesehen.“ In ihrer Stimme schwang ein leichter, russischer Akzent mit. „Es ist ewig her. Ich dachte erst, ich spinne, aber das bist wirklich du.“

Ich verstand nicht. Viel zu perplex war ich, dass ich vor diesen Toren stand, wartete, auf sie blickte mit einer Sehnsucht, die mich zerfraß – und nicht mehr allein damit war.

„Du“, sagt das Mädchen und deutete mit dem Finger auf mich, „du warst der Schatten, als sie mich rausgelassen haben.“

„Rausgelassen?“, fragte ich undeutlich und versuchte krampfhaft, die junge Frau vor mir mit jedem Gesicht zu vergleichen, das mir hier begegnet war.

Ich stolperte über eine verschwommene Szene. Sie war unbedeutend.

Vladimir hatte eine alte Bekannte gesucht. An ihren Schreibtisch war ein kleines Mädchen gekettet gewesen. Jünger als die Frau vor mir. Mit Augen, die denen dieses Mädchens bis auf die letzte Facette gleichen.

„Rausgelassen“, bestätigte sie. „Wenn ihr mich damals nicht freigegeben hättet, ich schwöre dir, mir wäre an dem Tag noch eine Kugel durch den Schädel gejagt worden. Im besten Fall.“ Ihre Lippen verzogen sich zu einem bitteren Grinsen. „Nenn mich Cathrin Duty.“

„Cathrin“, wiederholte ich und dieser vergangene, unbedeutende Moment nahm mehr und mehr Form an.

„Cathrin“, bestätigte sie und verschränkte feixend die Arme vor der Brust.

„Ich habe gehört, du erzählst die Geschichten von denen, über die niemand sonst sprechen würde.“

„Nein“, sagte ich prompt. „Ich mache das nicht mehr.“

„Tu es noch einmal.“ Das war keine Bitte. „Ist mir egal, ob es gut ist, was du über mich schreibst. Ich habe es satt, dass ich deren kleine Spielfigur bin. Die bringen mich um. Egal wo ich bin. Langsam aber sich bringen die mich alle um. Bevor ich durch bin, soll da wenigstens noch eine gute Geschichte bei rauspringen. Was sagst du?“

„Ich glaube nicht, dass das gut wäre.“ Ich wich Cathrins stechendem Blick aus und machte einige Schritte zurück. „Das letzte Mal ging es nicht gut aus.“

„Was ist passiert?“

„Sie sind nicht mehr da.“

Cathrin winkte ab. „Niemand ist je wirklich da. Mach dir nicht ins Hemd.“

„Ich weiß gar nicht, ob das einfach so geht“, wick ich Cathrin aus. „Ich bin darin nicht so gut, wie du jetzt vielleicht denkst.“

„Du bist als Schatten durch diese beschissenen Türen gegangen und ich hatte das Gefühl, dass du jede Silbe von dem, was gesagt wird, aufschreibst.“

„Niemand liest meine Bücher“, wiegelte ich ab.

Cathrin rollte die Augen. „Was soll das hier? Willst du mich betteln sehen?“

Schwungvoll stieß sie sich von den Toren ab und kam auf mich zu. Ich überragte Cathrin mit mehr als einem Kopf. Es kam mir wenig vor, als sie sich vor mir aufbaute und ich auf sie hinabblickte. „Ich habe eine verdammt gute Story für dich. So wie es aussieht, wird man mich rausschicken, um einen alten Fall wieder aufzunehmen. Ich werde überrascht tun, keine Sorge.“

Unwirsch strich sie sich eine Strähne aus dem Gesicht. „Du bekommst eine ganze Geschichte, von Anfang bis Ende. Ich kann mir sicher sein, dass nichts davon vergessen wird. Deal?“

„Ich mache das nicht für mich.“

„Natürlich machst du das für dich!“, rief Cathrin aus. „Komm, mach dich nicht netter, als du bist. Du willst Erfolg damit haben. Du willst, dass jeder sieht, was du schreibst, und ich kann dir dabei helfen. Ich bin gut. Meine Geschichte ich besser. Ich kann in die Zukunft, Vergangenheit und Gegenwart jeder Person sehen. Wenn das kein Potential hat, dann weiß ich auch nicht.“

Nervös leckte ich mir über die Lippen. „Glaub mir“, sagte ich rau, „ich will nicht, dass jemand diese Bücher liest.“

„Wovor hast du Angst?“, fragte Cathrin prompt. „Dass man dein Zeug nicht mag?“ Schnaufend warf sie sich den Zopf über die Schulter. „Werde erwachsen und hör auf rumzuheulen. Ich will, dass du das aufschreibst. Im Gegenzug gebe ich dir eine verdammt gute Story.“

„Menschen, die du nicht kennst, werden über dich urteilen“, sagte ich stockend. „Also, nur falls irgendwer irgendwann über dich liest. Sie werden dich vielleicht nicht mögen.“

„Sie werden wissen, dass ich existiere, ohne dass ich in ihrer Dimension existiere. Wie klingt das für dich?“

Es war dumm. Es war furchtbar dumm. Cathrin sollte sich als eine der morallosesten, rücksichtslosen Personen herausstellen, über die ich je geschrieben habe. Sie wurde zerschmettert, da war sie noch ein Kleinkind. Sie

wurde mit Blut erzogen und mit Scherben gefestigt. Eine Frau wie sie ist niemand, über den man lächelnd liest. Eine Frau wie sie ist gefährlich und ich ahnte es. Vom ersten Augenblick an war ich davon überzeugt, dass sie mir alles geben oder alles nehmen könnte.

Welche Wahl hatte ich schon? Welche Möglichkeiten? Ich brauchte diese Geschichten. Ich brauchte das Schreiben, um mich von den Träumen und dem drückenden Gefühl in meiner Brust loseisen zu können. Ich benötigte Cathrin, um mich genug von meinem eigenen Leben ablenken zu können, damit ich mich nicht mit mir selbst auseinandersetzen musste. Cathrin könnte meine Rettungsleine sein. Alles, was ich gesucht hatte und was ich glaubte, nur in Vladimir finden zu können.

„Schreib über mich“, sagte Cathrin erneut und schenkte mir einen koketten Augenaufschlag. „Du wirst es bestimmt nicht bereuen. Die Geschichte wird gut.“

„Es geht mir nicht richtig um die Geschichte“, räumte ich ein.

„Mir aber!“ Cathrin lachte schallend auf. „Von mir aus bin ich ein blutrünstiges Miststück, aber, was ich erlebe, das ist das Beste. Niemand kann es überbieten. Niemand kann mir das Wasser reichen. Ich will, dass sie sich an mich erinnern.“

„Gut möglich, dass niemand je über dich lesen wird“, sagte ich. Cathrin schüchterte mich mehr ein als Lancelot. Dabei war sie nur ein Mädchen, kaum älter als ich und deutlich kleiner. Ihre schmale Gestalt strotzte vor Kraft und Energie, aber nichts daran hätte mich verunsichern dürfen. Es muss der gnadenlose, kompromisslose Blick aus ihren von dichten Wimpern umrahmten Augen gewesen sein. Der mir die Pistole auf die Brust setzte. Ja oder Nein. Wenn ich nein sage, was sollte mir schon geschehen? Sie ist nur eine weitere Traumgestalt. Und während ich Cathrin zu einem Geschöpf meiner Fantasie degradieren wollte, verstand ich, dass sie ebenso viel Macht über mich hatte wie ich über sie. Sie könnte mich heimsuchen, in jeder freien Sekunde. Wie Vladimir es getan hat, wenn ich ihn darum bat.

Ich bezweifelte, dass Cathrin eine Einladung benötigte, um aufzutauchen.

„Dann sorg dafür, dass sie über mich lesen.“ Cathrin grinste breit. Keine Wärme schwang darin mit. „Mach, dass sie über mich lesen. Es ist mir egal, wie. Ich will, dass sie es wissen.“

„Was?“

„Ich will, dass sie mich sehen.“

„Wie sehen?“, fragte ich unsicher. „Ich verstehe nicht genau, was du von mir willst.“

Cathrin schmalzte mit der Zunge. „Celina. Celina heißt du, oder?“ Ich wollte sie fragen, woher sie meinen Namen kannte, aber Cathrin gab mir keine Gelegenheit dazu. „Ich bin nicht dumm. Ich weiß, dass mich mehr Leute tot sehen wollen, als mich gebrauchen können. Sie werden mich also auf ein paar Missionen schicken in der Hoffnung, dass ich dabei draufgehe. Ich werde sehr, sehr lebendig bleiben. Weißt du auch, warum?“

Stumm schüttelte ich den Kopf.

„Weil ich es kann.“ Cathrin räusperte sich. „Zumindest kann ich es jetzt noch. Sobald sie mich erledigt haben, will ich, dass sie mich nicht einfach vergessen. Ich habe so viele Kinder gesehen, die einfach abgeschlachtet, gemahlen und erledigt wurden. Ich werde keines davon sein.“ Schneidend drang die Aufrichtigkeit in ihren Worten mir ins Herz. Es war grausamer. Es war unverhohlener. Was auch immer ich in Cathrins Namen schrieb, ich wusste, dass es nicht bequem werden würde. Es wäre ein Dolch in das ruhige Gewissen. Es würde entsetzen und es könnte alles, was ich will, in Luft auflösen. Was es auch sein sollte, wovon ich vage träumte und nicht zu begreifen bekam.

„Komm schon“, flüsterte Cathrin und stemmte die Hände in die Hüften. „Du hast Blut geleckert. Ich sehe es dir an. Ich sehe es dir an! Du hast Blut geleckert und du willst mehr hiervon. Immer mehr. Du willst es, bis nichts mehr von dir übrigbleibt. Sobald du es hast“, sie lehnte sich noch näher zu mir, „wirst du dich daran erinnern, dass ich es war, die dir alles gegeben hat, was du je wolltest.“

Mir war heiß und kalt zugleich. „Ich kann das nicht einfach so“, sagte ich stockend. „Eigentlich habe ich seit Monaten nicht mehr geschrieben. Ich weiß nicht einmal mehr richtig, wie es geht.“

„Dann mach, dass du es wieder kannst.“ Cathrin stach mit dem Zeigefinger in meine Richtung, ohne mich zu berühren. „Sie werden mich töten. Sie werden kommen und mich holen. Wenn sie mir den Bauch aufschlitzen und mir die Haut vom Fleisch ziehen und mich über ihre Mäntel spannen, dann will ich, dass jemand dabei war. Ich will, dass jemand es dokumentiert hat und ich will, dass man meinen letzten Kampf sieht und mich bewundert. Für alles, was ich getan habe. Ich bin nicht einfach untergegangen wie die anderen. Ich wurde nicht einfach nur getötet. Ich war besser. Ist das klar?“

Cathrin war eine Kämpfernaut. Eine ohne Sinn und Verstand. Was es auch kostete, es war noch immer nicht genug. Ich wusste, wenn ich den ersten Satz für sie schrieb, wenn ich mich in dieser Welt verlieren würde, ich würde mit mehr zahlen als nur mit meinem ruhigen Gewissen. Ich würde alles verlieren. Alles, was mich ausmachte.

Während wir einander taxierten, schienen die Tore hinter uns heller zu strahlen. Sie tauchten Cathrin in ein warm glühendes Licht, das langsam ihre Haut entlangglitt und sie zu einem Engel erhob, der sie nicht war.

„Meine Geschichte ist gut“, wiederholte Cathrin, als ich nicht antwortete.

„Ich verspreche dir, dass sie eine der besten ist, die du je gesehen hast. Wir können das schaffen.“

„Was schaffen?“

„Dass ich unvergessen werde.“ Cathrin griff nach meinen Händen und es war, als würde sie mich an sich reißen und gefangen nehmen. „Wir beide könnten unvergessen sein. Du hattest ein Scheißleben, ich hatte ein deutlich beschisseneres. Wir machen etwas daraus, das glänzt. Wir setzen uns beide genug unter Druck, dass Diamantstaub dabei rauskommt.“

„Diamantstaub ist nicht viel wert“, sagte ich.

Cathrin lachte. „Mehr als Scheiße ist es allemal wert.“

Während das Tor deutlicher denn je pulsierte, räusperte ich mich. „Mein Leben ist eigentlich ganz okay. Die schlimmsten Passagen sind vorbei.“

„Ich sehe die Zukunft, Vergangenheit und Gegenwart von jedem Menschen“, wiederholte Cathrin, ein spitzes Lächeln auf den Lippen. „Mir ist egal, woher dieser Mensch kommt. Ich kann es sehen. Und ich sehe dich. Ich weiß, wie sie mit dir umgegangen sind. Ich habe es gesehen. Ich erlebe es in dieser Sekunde!“

Meine Muskeln zuckten nervös. Vladimir war ein Mörder, rücksichtslos, effektiv, schlussendlich auf ein Wohlergehen bedacht, von dem er ahnte, dass er es nie erreichen könnte. Cathrin hob all das auf ein neues Level. Ein Menschenleben kümmerte sie tatsächlich nicht. Es sei denn, es ging um ihr eigenes. Ein Gewissen kannte sie nicht. Es sei denn, das Geschehen schadete ihr in erster Linie. Cathrin war geschaffen worden, damit sie selbst überlebte, und genau so, auf exakt diese Weise würde sich ihre Geschichte lesen.

Rücksichtslos, bitter, auf eine Art humorvoll die ebenso heuchlerisch war wie Cathrins unschuldiges Lächeln.



„Ich gebe dir diese Geschichte“, wiederholte Cathrin angespannt. „Ich gebe dir diese Geschichte, die du brauchst, und du schreibst sie auf.“

Ich sollte Nein sagen. Das wusste ich. Ich wusste es so sicher wie meinen Namen. Aber wenn ich nicht schrieb, wer war ich dann schon? Ein Mädchen, das sich selbst vergessen wollte und dem es nicht gelang. Das sich enttäuschte mit allem, was es tat, weil es bei Weitem nicht den eigenen Ansprüchen genügte und auch nicht denen fremder Menschen. Wenn ich nicht schrieb, war ich vor mir selbst ein Niemand. Vladimir war fort. Er würde mich nicht zurück in seinen Kopf kriechen lassen. Ich würde ihn nie wieder ausliefern können für mein eigenes Wohlergehen. Aber Cathrin? Sie war wie ich. Wie eine furchtbar dunkle, furchtbar bittere Seite an mir. Ich verstand sie, auf meine eigene Weise.

„Niemand wird diese Geschichte lesen“, erinnerte ich Cathrin.

„Jeder wird sie lesen“, sagte sie heftig. „Schreib sie und lass jeden daran teilhaben. Ich will, dass sie mich sehen.“

Mir raste das Herz in der Brust. „Vielleicht“, antwortete ich mit tauben Lippen, „ist es manchmal besser, vergessen zu werden.“

Achtlos zuckte Cathrin die Achseln. „Bestimmt. Für einige Menschen, garantiert. Für mich nicht.“ Mit der Faust klopfte sie sich auf das Brustbein.

„Ich bin nicht noch am Leben, damit mich ein Sniper auf der Autobahn erledigt und meine Leiche bis zur Unkenntlichkeit verbrennt. Ich bin nicht noch am Leben, um einfach zu gehen.“

„Es kann gut sein, dass ich dir nicht helfen kann“, sagte ich Cathrin. „Ich weiß nicht, wie ich in Geschichten eingreifen sollte. Sie geschehen einfach.“ Und dann ist alles vorbei. Sie geschehen, sie entreißen sich mir und ich stehe daneben, beobachte einen Trauerzug, obwohl ich mir schwor, dass am Ende des Tages die Sonne scheinen würde. Auf die allgemeingültigste Weise von allen.

„Ich“, sagte Cathrin heftig, „mache meine Geschichte. Du schreibst sie nur auf. Schaffst du das oder schaffst du das nicht?“

Meine Zunge bewegte sich ohne meine Erlaubnis. „Das kann ich.“

„Gut.“ Lieblich lächelnd machte Cathrin zwei Schritte zurück und legte den Kopf unschuldig schräg, die Lippen zu einem engelshaften Lächeln verzogen.

„Wir hätten so viel netter reden können. Magst du Wodka?“

„Ich trinke nicht.“

Abfällig rollte sie die Augen. „Du solltest anfangen. Tut gut. So einen richtig heftigen Schluck zwischendurch, der dir alles wegbrennt.“

„Ich trinke nicht“, wiederholte ich.

Cathrin kicherte. „Glaub mir, wenn wir beide fertig sind, nuckelst du an der Flasche wie ein Baby.“

Sie sollte mit dieser Vermutung nicht Recht behalten. Was folgte, sollte mich mitnehmen und berühren. Es sollte mich zerreißen und schluchzend allein zurücklassen. Aber in erster Linie war Cathrins Geschichte lehrreich für mich. Ein positiver Aspekt, den wir beide nicht kommen sahen, während wir vor dem leuchtenden Herzen meines Fantasiewelt standen, Cathrin breit grinsend, ich ratlos und zittrig. Ein neues Buch. Eine neue Figur.

„Ich finde oft nicht die richtigen Worte“, sagte ich schließlich. „Hilfst du mir dabei?“

„Ich werde genau dort sein“, sie tippte gegen meine Schläfen, „wenn du es willst. Schreib einfach, ich bin da. Ich will, dass es Bombe wird.“

„Du schreibst de Geschichte durch meine Hand“, stellte ich fest.

„Natürlich! So ist das, oder? Du protokollierst, ich mach das alles durch.“

„Ja.“

„Wie schön!“ Cathrin strahlte mich an. „Ich kann es kaum erwarten, dir zu zeigen, wo ich herkomme. Was ich tue. Wer ich bin. Mach, dass sie es sehen. Mach, dass sie mich lieben.“

„Das kann ich nicht.“

„Mach, dass sie mich sehen“, wiederholte Cathrin. „Mir ist egal, wie du es anstellst. Ich will, dass sie sich an mich erinnern, sobald man mich feige gemeuchelt hat.“

Ich räusperte mich. „Wie kommst du auf die Idee, dass man dich töten wird? Hast du es gesehen?“

Cathrin zog sich die Kapuze über den Kopf. Die blonde Spitze ihres Zopfes wippte über ihrer rechten Brust auf und ab. „Wenn du mich kennen würdest, dann hättest du dir lieber die Zunge abgebissen, als mir diese dumme Frage zu stellen.“

„Ich kenne dich aber nicht“, sprach ich das Offensichtliche auch. „Wie sollte ich dich auch kennen? Du hast mich hier abgefangen und überrumpelt.“

„Die unerwarteten Bekanntschaften sind die Besten“, sagte Cathrin wegwerfend. Sie wich weiter zurück in Richtung des schattigen Weges, auf dem ich auch Vladimir begegnet war. „Mach, dass sie sich an mich erinnern“,

wiederholte Cathrin. „Es ist mir so egal, wie du es anstellst. Sie sollen sich an mich erinnern. Wenn ich tot bin, sollen sie wissen, wer ich war.“

„Wenn sie dich nicht mögen, was dann?“

Cathrin rollte die tiefgrauen Augen. „Dann erinnern sie sich wenigstens an mich. Mach dir nicht die Mühe, aus mir eine Heilige zu machen. So wie ich bin, bin ich die Beste. Ich verspreche dir, dass wir beide es knallen lassen werden.“

Mir raste das Herz in der Brust. Ich konnte mich nicht rühren, als Cathrin im Schatten verschwand. Das Tor pulsierte, als würde es mit mir schwitzen. Die Hitze, die es ausstrahlte, versengte mich und schleuderte mich aus dieser Welt in meine.

Es war stockfinster. Dunkel genug, damit ich die Hand nicht vor Augen sehen konnte. Ich glaubte, lebendig begraben zu sein. Dann hörte ich das Atmen der anderen Mädchen, das leise Rascheln des Bettzeugs, und griff nach meinem Laptop. Er war schwer und das Licht brennend und penetrant. Es war kurz vor Fünf, als ich den ersten Satz des ersten Kapitels schrieb. „Warst du schon einmal an einer High-School?“ Meine Finger zitterten kaum merklich. Ich spürte Cathrin bei mir, penetranter als es alle anderen je waren. Sie schien sich in meine Nervenbahnen zu fressen und alles daran zu setzen, mich für ihre Zwecke zu missbrauchen, koste es was es wolle. Wenn das hier endete, sollte ich selbst der Teil von ihr sein, der nicht vergessen werden kann.

Ich hatte großen Respekt vor Cathrin und er wuchs mit jedem Moment, den ich einen weiteren ihrer Gedanken zu Papier brachte. Cathrin hat verlernt, Menschen zu achten. Sie wurde zu jedermanns Albtraum. Am Ende, da wartet Cathrin, und was sie für einen bereithält, ist unangenehmer als alles, was man befürchtet hätte.

Ich fand sie recht witzig, recht unterhaltsam. Und hielt mich an mein Versprechen. Alles, was sie mir mitteilte, dokumentierte ich, bis wir gemeinsam in das Geschehen schlidderten. Ich klammerte mich an sie wie an einen Talisman. Vladimirs Vergangenheit war düster, aber sie blühte durch Hilflosigkeit und Fehlritte.

Cathrins Wesen wurde durch rücksichtslose Machtausübungen geprägt. Ihr gesamtes Selbst war ein Abklatsch einer Frau, die versuchte gleichgültig genug zu sein, um im besten zu überleben.

Als ich das erste Kapitel ihrer Geschichte teilte, war ich nervös. Ich bekam kaum mehr Luft. Vladimir war charmant. Was er auch tat, man würde ihm

alles vergeben. Er war einer dieser Menschen, der einen Kindergarten niederbrennen könnte und niemand wollte es ihm nachsehen. Cathrin verzichtete auf unnötige Kinkerlitzchen und war eine geschärfte, zitternde Waffe, die blind um sich stach. Man hätte Grund, um Cathrin zu hassen. Jeder hätte das Recht dazu zu jedem Zeitpunkt.

Ich kannte Menschen. Sobald sich die Gelegenheit bot, sich auf eine Schwachstelle zu stürzen, taten sie es. Cathrin war eine wandelnde Schwachstelle. Über sie zu schreiben, verkörperte eine ganz eigene Form des Wahnsinns.

Die Rückmeldungen waren rar. Einige fühlten sich köstlich unterhalten von Cathrins Wesen. Andere wollten sein wie Cathrin. Während ich die Kommentare las, fragte ich mich, ob sie es denn nicht sehen konnten. Waren sie blind? Geblendet? Cathrin würde jeden einzelnen von ihnen vernichten, ohne es zu bereuen. Aber sie lasen ihre Geschichte, deren ersten Teil ich binnen von drei Monaten niederschrieb. Niederschrieb, damit Cathrin endlich von mir abließ und ich nicht tiefer und tiefer in ihre Denkweise schlidderte. Sie lasen ihre Geschichte und sie feierten sie. Man deklarierte Cathrin als bedauernswertes Kind ihrer Erziehung, ohne ihr anzulasten, dass sie niemals versucht hatte, über das verwundete Wesen in ihrem Herzen hinauszuwachsen.

Während ich Vladimirs Geschichte von der Plattform nahm und wohlbehalten aufbewahrte, liebte wie mein Kostbarstes, wurde der Jubel um Cathrins Geschichte größer. Um ihre Figur. Ich hasste und liebte diejenigen zugleich, die dieses Buch bis aufs Schärfste angriffen. Ich liebte diejenigen dafür, dass sie Cathrin erkannt hatten, und ich hasste sie dafür, dass sie mich für das, was dort geschrieben wurde, verantwortlich machten.

Ich war nichts weiter als die Hand. Eine Hand, die eingewilligt hatte, zu Cathrins Marionette zu werden, aber doch kein Kopf. Nicht der Verstand. Ich wollte die Geschichte enden lassen, wo der erste Teil aufhörte. Ich musste mich erholen. Nie zuvor hatte ich derart viel in einer derart kurzen Zeitspanne geschrieben. Ich war überfordert und völlig von Cathrin eingenommen. Sie begleitete mich in jeder wachen Sekunde und so sehr sie mich auch beeindruckte, so nachhaltig fürchtete ich sie auch. Cathrin war nie die Gute. Cathrin war nie die Frau, aus deren Perspektive ich auf Dauer schreiben wollte.

Als der erste Teil endete, schob ich die Tastatur von mir und verleugnete, Cathrin je gekannt zu haben.

Schreibe ich nicht, dann träume ich, und als ich zurück in diese Welt reiste, die ich nicht kontrollieren konnte, wartete Cathrin dort längst auf mich, ein engelhaftes Lächeln auf den Lippen und Probleme auf den Schultern, die ich ihr nicht abnehmen wollte. Sie sollte ihr eigener Atlas bleiben. Niemand wurde gemacht, um ihre Erde anstatt ihrer zu tragen. Am wenigsten ich.

„Das hat verdammt viel Spaß gemacht, oder?“, sagte Cathrin fröhlich und grinste mich an. „Was hältst du davon, wenn wir was trinken gehen?“

„Wo denn?“, fragte ich. Nervös räusperte ich mich. Ihr auf diese Weise erneut zu begegnen, war beruhigend und irritierend zugleich.

Cathrin zuckte die Achseln. „Woher soll ich das denn wissen? Du bist die Frau Autorin. Du schreibst doch alles neu.“

„Ich schreibe nichts neu“, sagte ich. Ich war tiefer in diesen Geschichten gefangen als sie alle zusammen.

Cathrin beharrte auf den Tee und ich kannte nur einen Ort, an dem es Tisch und Stühle gab. Es fühlte sich fremd und falsch an, den schmalen, von Brombeeren überwucherten Weg ohne Vladimir an meiner Seite zu gehen. Ich konnte mir vorstellen, warum Cathrin mit mir sprechen wollte. Seit dem Beenden des ersten Teils ihrer Geschichte, hatte ich sie gewaltsam ausgeblendet. Nun, da ich wieder hier war, wird sie mich davon überzeugen wollen, ihre Geschichte weiterzuverfolgen. Gleichgültig dem gegenüber, was diese Reise mir abverlangt. Was sie aus mir macht.

Wen sie aus mir macht.

„Hat Spaß gemacht, was?“, wiederholte Cathrin. „Wie wir da beide durch meine Welt getobt sind. Ein Abenteuer folgt aufs Nächste. Das ist schon der Wahnsinn, oder?“

„Es war rasant“, pflichtete ich ihr bei. Keine Sekunde hatte ich das Gefühl, dass die Moral mich am Ende des Tages überzeugen könnte. Es gibt keine. Wenn ich Cathrin betrachte, sehe ich Rache. Und wenn gerächt ist, was sie rächen kann? Was kommt dann? Die blanke Gewalt?

„Es war der Hammer!“, rief Cathrin aus. „Was sagen die Leser?“

„Dies und das.“ Ich war nicht bereit dazu, mit Cathrin zu teilen, was man über sie sagte und schrieb. Es fühlte sich falsch an mit einem Menschen zu sprechen, als wäre er eine Buchfigur. Ein Phantasma zu behandeln wie einen Menschen.

„Mach dir nicht ins Hemd“, kicherte Cathrin. „Ich bring dich schon nicht um, wenn sie es nicht mochten. Ich habe dir selbst gesagt, mach, was du machen willst. Ich bin dabei und schau zu.“

„Ich habe zugesehen“, erinnere ich Cathrin. „Nichts von dem, was geschehen ist, habe ich entschieden.“

„Hättest du es besser mal gemacht.“ Das Funkeln in Cathrins Augen war gefährlich. „Wir hätten noch besser werden können. Wir beide. Eine kleine Lüge und schon können Elefanten fliegen!“

Das rustikale Tor baute sich zwischen Ranken und Bäumen auf. „Ich möchte nicht weiter über dich schreiben“, platzte es aus mir heraus.

„Aber sie lieben mich“, kicherte Cathrin. „Natürlich willst du weiter über mich schreiben. Sie loben dich für Sachen, für die du kaum etwas tun musstest.“

Natürlich willst du weiterschreiben.“

„Du versuchst mich zu dir zu machen“, sagte ich.

Cathrin rollte die Augen. „Mach mich hier nicht zum Teufel. Du willst ich sein. Du wirst zu dem, was du selbst so, so dringend in dir sehen möchtest. Ich bin hier nicht die Böse.“

„Cathrin“, ich atmete tief durch und zwang über meine Lippen, was sich bitter anfühlte, was bitter schmeckte und was mich zu überfordern drohte, „ich werde nicht weiter über dich schreiben.“

„Natürlich wirst du das“, sagte sie wegwerfend. „Du bist süchtig nach mir. Du willst wissen, für wen ich mich entscheide, wen ich schnappen muss, wie es danach weitergeht. Du willst doch dabei sein, wenn ich untergehe.“

„Ich weiß, wer es für dich ist“, flüsterte ich, „und ich weiß, wen du suchst.“ „Dann schreib es auf. Sie wollen es wissen. Du schreibst nicht länger nur für dich.“

„Es sind nicht so viele.“

„Es sind genug!“, rief Cathrin heftig aus. Meine Hände zitterten kaum merklich, als ich das Tor zu Vladimirs Anwesen öffnete. Die Wiese hatte sich nicht erholt. Die Sonne brannte in einem dunklen Orange, das die blutigste Nuance des Rots zu küssen schien, und die Front des Gebäudes lag in Scherben. Tief saß der Schmerz über diesen Anblick. Bitter wogen die Vorwürfe, während Cathrin skeptisch eine Braue hob. „Ist echt hässlich hier.“ „Du wolltest mit mir einen Kaffee trinken“, erinnerte ich sie. „Hier gibt es eine Küche.“

„Die gibt es auch an tausend anderen Orten, die hübscher aussehen“, spottete Cathrin. Augenrollend nahm sie den Faden wieder auf. „Die Leute wollen wissen, wie es mit mir weitergeht. Mit mir und mit Timothy und mit Silent.“

„Jeder von ihnen wird tief in ihren Herzen wissen, wie es ausgeht“, sagte ich. „Nicht nur ich kenne dich inzwischen. Wir alle wissen, wohin das führt.“ Cathrin lachte spitz auf. „Und ich dachte schon, ich wäre hier die, die in die Zukunft sehen kann.“ Ruckartig breitete sie die Arme aus. „Na dann, komm, erleuchte mich. Ich kann es kaum erwarten, deinen geistigen Ergüssen zu lauschen.“ Die spottende Arroganz in ihrer Stimme trieb mich zur Weißglut. Mit niemandem identifizierte ich mich wie mit Cathrin. Niemanden verurteilte und hasste ich wie sie. Cathrin war wie dieser Teil von mir, den ich krampfhaft hinunterschluckte. Das hässliche, giftige Wesen, das grollend in

meinem Inneren ruhte und niederbrennen wollte, was es zu greifen bekam. Das den Menschen wehtun wollte, wie sie mir wehtaten, ohne Sinne und Verstand, ohne ein Ziel vor Augen. Lediglich mit dem tiefen Wunsch beseelt, sich für einen Atemzug über alles und jeden erhaben zu fühlen.

„Du wirst das Kind des Mafioso nicht töten, den Mafioso hinrichten, und dann bist du selbst dran.“

„Ich werde das Kind des Mafioso natürlich nicht töten!“, rief Cathrin aus. „Ich habe einen Auftrag zu erfüllen. Sie wollen es lebendig.“

„Du weißt, wer es ist“, flüsterte ich heiser, während das tote Stroh unter meinen Füßen knisterte und die Sonne uns in ein unheimliches Licht tauchte.

„Du weißt, wen du wirst ausliefern müssen.“

„Alles, was ich weiß, ist, dass du augenscheinlich besser über alles und jeden Bescheid weißt als ich“, sagte Cathrin schnippisch. „Schreib meine Geschichte doch einfach zu Ende. Sie ist die Beste, die du je zwischen die Finger bekommen wirst. Warum zierst du dich?“

Weil alles, was ich durch Cathrins Mund sagte, auf mich selbst zurückgeführt werden könnte. Ich erinnerte mich an die boshaften, bissigen Kommentare. Niemand sollte Bücher dieser Art schreiben. Wer diese Zeilen verfasst, ist ebenso boshaft und aufgesetzt freundlich wie die Figur selbst. In schwachen Momenten fragte ich mich, ob Cathrin nicht genau das war: Ich. Mit einem neuen Gesicht, damit ich mich vor mir selbst besser vertreten kann.

„Sie gefällt mir nicht“, erwiderte ich. „Sie ist vorhersehbar. Vom ersten Moment an wussten wir beide, wie sie ausgehen würde.“

Cathrin rollte die Augen. „Schwachsinn.“

„Ich dachte“, kurz stockte ich und schellte mich selbst für meine Naivität, „dass du versuchen könntest, durch dieses Buch zu einem anderen Menschen zu werden.“ Zu einem besseren. Einem vertretbaren.

Einige Sekunden lang starrte sie mich nur an, dann brach Cathrin in schallendes Gelächter aus. „Ich will keine Heilige werden, wenn ich tot bin. Ich will, dass sie sich an mich erinnern. An mich! Hörst du?“ Sie schnalzte mit der Zunge. „Deswegen wollte ich, dass du über mich schreibst. Niemand ist so einfalllos wie du. Niemand ist dermaßen fantasielos, dass er genau das nehmen muss, was ihm geboten wird.“

„Ich bin ehrlich“, sagte ich heftig. „Nicht fantasielos.“

„Du bist auch nur ehrlich, weil du nicht weißt, wie du es besser machen



könntest. Alles, was nach mir kommt, wird richtig beschissen sein, weil du es ohne mich einfach nicht draufhast. Komm damit klar.“

Cathrin glich Vladimir auf keine Weise und während wir über die Scherben stiegen, die den Weg ins Innere pflasterten, ging mir auf, dass es keinen Sinn ergab, die beiden in einer Endlosschleife zu vergleichen. Vladimir war Vergangenheit, Cathrin meine Gegenwart. Meine einzige Mission lag darin, Cathrin nicht zu meiner mir selbst aufgebürdeten Zukunft werden zu lassen. „Ich werde nicht weiter über dich schreiben“, beharrte ich. „Das, was du zu sagen hast, das hat keine Moral. Am Ende weiß der Leser nicht, was das alles sollte.“

„Rache ist die beste Wiedergutmachung“, sagte Cathrin süßlich und blickte durch ihre dichten Wimpern auf zu mir, ein unschuldiges Lächeln auf den Lippen. „Wie gefällt dir das?“

„Das ist keine Moral. Das ist ein Schlag ins Gesicht.“

„Ich *bin* ein Schlag ins Gesicht!“, rief Cathrin aus. „Ich bin all das, was niemand an sich selbst sehen will, aber jeder in sich trägt. Das bin *ich!*“

„Über manche Figuren sollte niemand schreiben.“ Während Cathrin und ich in dem verwüsteten Ballsaal standen, versuchte ich mich selbst davon zu überzeugen. Je länger ich darüber nachdachte, diese Geschichte fortzusetzen, desto dringender wollte ich es. Nicht um Cathrins Willen. Meinetwegen. Weil ich mich zwar vor den Kommentaren fürchtete, aber jede Anerkennung gleichzeitig zwanghaft in mich aufzog. Dieses Lob, das aus völlig fremden Mündern kam und mich nicht auf diese Weise beeinflussen sollte, baute auf Cathrins Geschichte auf. Es gibt viele schlechte Bücher, sagte ich mir. Nur bauten die zumeist auf einer schwachen Handlung oder einem öden Schreibstil auf. Keines von ihnen verließ sich auf eine Hauptfigur, die, hatte sie einmal Blut geleckt, die Welt in Trümmern liegen sehen wollte. Ich versuchte Cathrin mit den Menschen zu vergleichen, die mir hier bereits begegnet waren. Mit den düstersten von ihnen. Cathrin war ein Hybrid aus Violet und Johannes, Cathrin war eine Verräterin und wessen Weg sie auch kreuzte, sie würde denjenigen in die Knie zwingen. Weil nichts sie wohler fühlen ließ als ein guter, tränenreicher Niedergang.

„Du hast einer Mitschülerin Parfum in die Augen gesprüht“, erinnerte ich Cathrin. „Einfach so. Du hast einer anderen Suppe über den Kopf geschüttet. Du hast ein Auto gestohlen, du greifst wildfremde Menschen an. Das ist das Verhalten einer tollwütigen Katze, nicht eines Mädchens.“

„Ich bin eine tollwütige Katze“, höhnte Cathrin. „Ich bin alles, was du haben willst. Schreib weiter!“

„Was ich schreibe, wird niemandem helfen.“

„Mir wird es helfen!“, ruft Cathrin aus. „Als du begonnen hast, über mich zu schreiben, kam es mir das erste Mal vor, als würde ich nicht nur hilflos vor mich hinvegetieren. Es ist etwas passiert. Es ist viel passiert! Ich versacke nicht mehr im Dreck einer bescheuerten Organisation, sondern wurde rausgelassen.“

„Du hast das kommen sehen.“

„Nie habe ich mich lebendiger gefühlt.“ Cathrin stützte sich mit beiden Händen auf einem noch stehenden Tisch ab. Die Tücher wurden zerrissen. Regen zerfraß das Parkett und erste Ahnungen von Moos kletterten die Innenwände hinauf. Ein furchtbar verlorener Ort. „Du machst mich lebendig“, flüsterte Cathrin eindringlich. „Die Menschen, die über mich lesen, machen mich lebendig. Das erste Mal in meinem Leben bin ich mehr als nur ein lächerlicher Abklatsch von irgendwas. Ich bin da. Ich werde gesehen. Das alles darf nicht aufhören.“

„Was tust du schon?“, sagte ich leise. „Nur, weil du gesehen wirst, macht dich das nicht zu einem besseren Menschen. Es macht dich schlimmer.“

„Du kanntest mich vorher nicht.“

„Ich habe deine Tagebucheinträge gelesen.“

„Dann müsstest du wissen, dass ich auf dem besten Weg zur Besserung bin“, erwiderte Cathrin süßlich. „In meinem Leben wurde ich dazu gezwungen, Menschen zu Tode zu foltern. Ich wurde gezwungen, ihre Leichen zu Mehl zu mahlen und ich wurde dazu gebracht, einfach nur zu töten. Dafür mache ich mich heute echt gut!“

„Du kennst keine Rücksicht.“

„Natürlich kenne ich keine Rücksicht!“, rief Cathrin aus. „Warum, denkst du, bin ich überhaupt siebzehn Jahre alt geworden? Wie habe ich das wohl gepackt? Nicht indem ich ins Tierheim gehe und niedliche Welpen streichle.“

„Es ist nicht notwendig“, flüsterte ich rau. „Du musst nicht so sein. Die Leser würden dich auch mögen, wenn du eine verletzliche Seite hättest. Sie würden dich sogar mehr mögen, wenn dir nicht alles egal wäre.“

Cathrins Blick flackerte. „Kapiert du es immer noch nicht?“, spuckte sie. „Es interessiert mich nicht die Bohne, was die von mir denken. Sie sollen mich erinnern. Mich! Nicht eine Kopie von mir, sondern mich. Weil ich es wert bin,

hörst du?“ Unsanft pochte Cathrin sich mit dem Zeigefinger gegen das eigene Brustbein. „Ich bin es wert, dass man mich sieht, und ich bin es wert, dass ich nicht vergessen werde wie jedes dieser Kinder, die ich umgebracht habe. Ich habe überlebt und ich will, dass es jeder sieht.“

Mir schnürte sich die Kehle zu. „Aber zu welchem Preis?“

„Der Preis spielt keine Rolle!“, brüllte sie. „Er hat nie eine Rolle gespielt. Was für ein verweichlichter Feigling musst du sein, immer nach dem Preis zu fragen?“

„Ich halte mit meinem Namen für alles den Kopf hin, was du tust“, sagte ich.

„Ich schreibe über dich. Die Menschen sehen keinen Unterschied zwischen der Geschichte und dem Autor. Was er schreibt, hat er abgesegnet, und das habe ich nicht. Ich gehe mit nichts von dem, was du tust, konform.“

„Dann leg dir ein dickeres Fell zu! Willst du immer heulen, wenn ein bisschen Gegenwind kommt? Dort, wo ich herkomme, wärst du zuerst gestorben.“

„Ja.“

„Weil du erbärmlich bist. Weil du nie gelernt hast zu kämpfen.“

„Ich kämpfe jeden Tag“, sagte ich. „Aber ich hätte nicht mit dem Leben können, zu dem mich meine Taten gemacht hätten.“

Schnaufend stellte Cathrin einen er umgefallenen Stühle zurück auf die Beine und setzte sich trotzig. Die blonden Haare waren aus ihrem Zopf gefächert und fielen ihr vereinzelt in das schöne Gesicht. „Ein Mensch kann mit verdammt viel leben. Du, du kommst nur aus einem sicheren Haushalt mit lieben, netten Eltern, die sich um dich sorgen und alles für dich tun würden. Du hast keine Ahnung, was es bedeutet, in meiner Haut zu stecken.“

„Für mich war auch nicht immer alles einfach“, erinnerte ich Cathrin. „Ich hätte trotzdem niemanden von ihnen umgebracht.“

„Ach, was haben die denn schon gemacht?“ Cathrin rollte die Augen. „Die haben dich ein bisschen gehänselt, ein bisschen verprügelt, ein bisschen deine Sachen versteckt. Mir haben sie ein Messer zwischen die Rippen getrieben und darauf gewartet, dass ich einen Laut von mir gebe.“ Cathrin lehnte sich über den Tisch zu mir. Ich stand noch immer stocksteif an Ort und Stelle. „Mir haben sie die Fingernägel gezogen, einen nach dem anderen. Sie haben mich barfuß auf Scherben tanzen lassen, bis mir die Haut und das Fleisch von den Knochen gerissen ist. Sie haben mich ausgepeitscht, sie haben mich dazu gezwungen, meine einzige Freundin da drin zu töten.“

„Niemand kann dich zu so etwas zwingen“, sagte ich. „Das war deine freie

Entscheidung.“

„Ich habe keine freie Entscheidungsgewalt!“, brüllte Cathrin. Ihre Hände zitterten unkontrolliert und das erste Mal hatte ich das Gefühl, mehr von ihr zu sehen als nur die lieblich lächelnde Figur, die achselzuckend Unheil brachte, wo Unheil gefürchtet wurde. „Ich hatte nie eine freie Entscheidungsgewalt. Weißt du, was meine Eltern getan haben? Sie haben mir ein beschissenes Notizbuch in die Hände gedrückt, über das ich mich gefreut habe wie eine Schneekönigin, bevor sie mich an die Höchstbietende verscherbelt haben. Sie haben nie nach mir gesehen. Sie haben mich einfach umbringen lassen. Nur doof, dass ich nicht gestorben bin. Du wagst es, uns zu vergleichen? Du wagst es?“

„Ich vergleiche uns nicht.“

„Du hast es aber versucht.“ Mit der flachen Hand schlug Cathrin auf den Tisch. „Ich bin dazu verdammt, alles zu verlieren, was mir wichtig. Mir wird alles entrissen. Ich bin ein Nichts. Aber ich will, dass man dieses erbärmliche Nichts bis zum bitteren Ende dabei beobachten kann, wie es untergeht. Ich will es!“

„Schreib selbst darüber.“

„Wie denn?“, rief Cathrin aus. „Dann würde ich immer noch in dieser Dimension gefangen bleiben. Du gibst mir mehr.“

„Viele von ihnen werden dich nicht auf die eigentliche Weise verstehen“, sagte ich. „Sie sehen dir zu, weil die Liebesgeschichte sie interessiert. Sie fragen sich nur, ob du schlussendlich mit Silent oder Timothy in den Sonnenuntergang reitest.“

Cathrin gab ein unwilliges Schnauben von sich und strich das verirrte Haar hinter ihre Ohren. „Sie sollten sich lieber fragen, wer von den beiden mich umbringt.“

„Dann gib ihnen einen Grund, darüber nachzudenken.“ Je länger ich Cathrin betrachtete, desto lebendiger wirkte sie. Desto nahbarer und realer. Sie war nur ein Mädchen. Eines, das furchtbar falsche Dinge tat und es nicht für notwendig erachtete, sich dafür zu entschuldigen. Aber sie war da. Sie war ehrlich. Sie war wahrhaftig.

Nichts wollte ich mehr, als die Wahrheit in Worte zu fassen. Was ehrlich ist, ist nicht schön. Was ehrlich ist, bereitet keine Freude. Es ist wie Cathrin. Unumgänglich. Wenn ich es zuließ. Dafür müsste ich ihre Geschichte

weitschreiben. Ich müsste mich für eines, vielleicht für zwei weitere Bücher in ihr verlieren und hinnehmen, dass ich mehr und mehr zu ihr wurde.

Was ich zu Papier brächte, es würde niemandem gefallen. Aber es wäre wie Cathrin. Es wäre wie ich. Aufrichtig bis zum bitteren Ende.

„Bring meine Geschichte zu Ende“, flüsterte Cathrin. Ihre Stimme wankte.

„Ich will nicht einfach vergessen werden, sobald sie mich töten. Ich will, dass man meinen Namen hört und weiß, wer ich war. Ich möchte nicht einfach nur fort sein.“

Diese Furcht war meine eigene. Sie verband uns. Dass wir, eines Tages, wenn wir einmal sterben, verschwunden sind. Niemand sich an unsere Namen, niemand sich an unsere Taten erinnerte. Womöglich, ich verabscheute mich für meine Schwäche, könnten wir tatsächlich einander helfen. Womöglich war das der einzig richtige Weg.

„Wenn du mir zeigst, wer du bist“, sagte ich leise, „schreibe ich alles, was du willst.“

Schwer atmend legte Cathrin den Kopf in den Nacken und schloss die Augen. Eine Anspannung, von der ich nicht wusste, dass sie auf ihr lastete, schien von Cathrins Schultern zu fallen. Unruhig rieb sie sich mit den Händen über die Arme. „Was meinst du?“

„Du sagst immer, du möchtest, dass die Menschen sich an dich erinnern.

Dann zeig mir mehr von dir. Ich kann nicht über dich schreiben, wenn du mir nur deinen eigenen Abklatsch für dich selbst zeigst.“

Leise lachte Cathrin auf, bitter und verlassen. „Ich bezweifle, dass ich noch etwas von mir in mir haben.“ Als ich den Mund öffnete, um sie zu drängen, ließ Cathrin mich nicht zu Wort kommen. „Ich werde dir alles von mir geben, was ich zu bieten habe“, sagte sie. „Ich werde genau das sein, was du brauchst.“

Meine Lippen fühlten sich taub an, während ich tief einatmete. „Danke.“

Cathrin zuckte die Achseln. „Ich habe die Sache ja irgendwie angefangen.“

Das hatte sie allerdings. „Tee?“, fragte ich unsicher.

Augenrollend stand Cathrin auf. „Ich will dir am liebsten ins Gesicht schlagen, bis nichts mehr von deinem Gesicht zu erkennen ist. Du solltest mir nichts Heißes in die Hände drücken.“

Ich presste die Lippen fest aufeinander. „Also?“

„Nichts also.“ Cathrin hob eine Schulter. „Wir sehen uns, sobald du weitschreibst. Lass mich nicht zu lange warten.“

Für meine Verhältnisse ließ ich Cathrin zappeln. Obwohl ich bereits früh wach war, entschied ich mich gegen das neue Buch und für einen ausgedehnten Spaziergang. Erst nach dem ausgedehnten Schultag, erst nach dem Musikschulunterricht, öffnete ich ein leeres Dokument. Cathrin wirkte resigniert auf mich. Beinahe unsicher.

Wir bestritten diesen Weg gemeinsam.

Ich sollte erst nach einigen hundert Seiten bemerken, was ich Cathrin abverlangte – und wie bittersüß ihr Geschenk an mich, ihre absolute Aufrichtigkeit, eigentlich war. Um Cathrins Geschichte hätte ich niemals gebeten, um die Wirrungen, um die Grausamkeiten, die ab einem bestimmten Punkt weit über das Blutvergießen hinausgingen. Ich spürte, wie ich Cathrins trotzig Gleichgültigkeit von Seite zu Seite mehr annahm, aber es spielte keine Rolle.

Ich sah Cathrin, ich spürte sie auf eine Weise, die irgendwie rechtfertigte, was sie durch mich schrieb. Ich empfand so viel und so wenig zugleich, als es endete. Stundenlang schwelte ich in den letzten Seiten und glaubte, Cathrins Umarmung zu spüren, ebenso zurückhaltend wie meine Erleichterung und Freude.

„Wir haben das gemeinsam geschafft“, sagte sie, als wir in der Traumwelt erneut aufeinandertrafen. Alle drei Bücher waren geschrieben worden, eines zerstörerischer als das nächste. „Ich schätze, ich sollte Danke oder so sagen.“ „Danke ist gut“, erwiderte ich mit einem matten Lächeln.

Langsam nickte Cathrin. „Danke.“

„Hoffentlich werden genug Menschen über dich lesen.“

„Hoffe ich auch.“ Cathrin zuckte die Achseln. „Es wäre schön, zu wissen, dass ich nicht einfach so verschwinde.“

„Du kannst zurückkommen“, bot ich ihr zögernd an. „Wann immer du möchtest. Ich kann nicht weg von hier. Genauso wenig wie du.“

Sie schenkte mir ein halbherziges Grinsen. „Versprichst du mir was?“

Ich nickte. „Wenn du das möchtest, setze ich alles daran, dass das Buch verlegt wird. Es würden noch viel mehr Menschen deine Geschichte lesen.“ Ein neuer Glanz trat in ihre Augen und ihre Mundwinkel hoben sich leicht.

„Das klingt gut.“ Sie kratzte sich an der Nase. „Das meinte ich nicht.“

„Sondern?“

„Bleib dir treu.“

Stirnrunzelnd verschränkte ich die Arme vor meiner Brust. „Das hatte ich vor.“

„Schreib nicht über die, von denen jeder schreibt. Die lieben, dramatischen Mäuschen bekommen viel zu viel Aufmerksamkeit.“ Cathrin räusperte sich.

„Schreib weiter über diejenigen, von denen eigentlich niemand hören will. Wir sind auch da, weißt du? Wir wollen alle nicht vergessen werden und wir sind nicht böse, nur weil man uns weder Glück noch Geld in die Wiege gelegt hat.“

In diesem Moment verstand ich den Grund dafür nicht, aber mein Herz zog sich schmerzhaft zusammen. „Immer“, schwor ich Cathrin. „Ich werde immer an diese Menschen denken.“

„Du bist auch einer von uns, weißt du? Vielleicht hast du ein weiches Bett und ein paar halbherzige Freunde, aber niemand versteht dich richtig. Du bist bei uns besser aufgehoben als bei allen von denen.“

„Das weiß ich“, sagte ich rau. Nervös rieb ich mir mit dem Handrücken über die Wange. „Deswegen habe ich nur weitergeschrieben. Mir ist klar, dass wir im Grunde nicht so verschieden sind.“

Cathrin lachte schallend auf. „Das sind wir wirklich nicht. Ich hätte nicht erwartet, dass du den Mumm hast. Im Zweifel kommt das alles auf dich zurück.“

„Das weiß ich.“

„Keine Angst?“

„Panische Angst.“ Ich rieb mir über die Nase. „Du kannst dir nicht vorstellen, wie viel Angst. Aber ich will nicht, dass wir alle vergessen werden.“

„Du ziehst Leute wie mich an wie das Licht die Motten“, kicherte Cathrin. „Ich bin echt gespannt, wer als nächstes auf dich wartet.“

Einen unzufriedenen Laut gab ich von mir und ließ diesen Weg auf mich wirken. Heute schien er heller zu leuchten. Weniger finster, mehr in Dämmerlicht getaucht.

„Danke für diese Reise“, sagte ich. „Vielleicht sehen wir uns irgendwann wieder.“

Cathrin zuckte die Achseln. „Falls dir langweilig wird, gib einfach Bescheid. Ich habe noch ein paar Sachen im Petto.“

„Darauf wette ich.“

„Tja.“ Cathrin rang sich ein Lächeln ab. „Das war es dann wohl vorerst.“

„Ja. War es wohl.“

„War aufregend.“

„Ja.“

„Schön, dass du mich noch eine Runde verabschiedest, bevor ich wieder meinen Kram mache und du deinen“, neckte Cathrin mich.

Seufzend schüttelte ich den Kopf. „Wie könnte ich dich je einfach so gehen lassen.“

„Witzig.“ Cathrin wirkte nicht im Mindesten amüsiert. „Ich hätte darauf wetten können, dass du mich hasst.“

„Hass ist ein großes Wort“, sagte ich vage. „Du wirst nie jemand sein, auf den ich stolz bin. Aber ich werde kaum jemanden finden, der mir mehr beibringen kann als du.“

Cathrin schnippte mit den Fingern. „Erinnere dich daran, wenn dir langweilig wird.“

„Tue ich.“ Das war ein Versprechen, das ich halten sollte. „Wir sehen uns.“

„Lass meine Geschichte verlegen! Ich habe verdammt viel dafür gegeben.“

„Ja.“ Meine Lippen verzogen sich von allein zu einem breiten Lächeln. „Du bist über dich hinausgewachsen.“

„War nie mein Ziel.“ Cathrin kicherte. „Aber, he, ich nehme, was kommt.“

„Klingt gut.“

„Wir hören uns.“

„Wir hören uns.“ Ein Schwur, der tief aus meinem Inneren kam. Als Cathrin ging, fühlte ich mich ähnlich beraubt wie zur Zeit von Vladimirs Abschied. Sie hinterließ ein klaffendes Loch in meinem Herzen, das groß war wie seines. Ich hielt mein Versprechen. Ich ließ ihr Buch verlegen und als ich diese Nachricht teilte, ertete ich Hohn und Spott. Wer könne schon ein Buch wie dieses verlegen wollen? Wie sei es möglich, dass eine katastrophale Geschichte wie diese gewürdigt wird?

Ich fühlte mich zerschmettert und zerschlagen und in jedem meiner Zweifel bestätigt. Warum ich weitermachte? Vermutlich, weil ich Cathrin kannte und es Cathrins Geschichte war, die boshaft verrissen wurde. Cathrin hätte Gefallen an diesen Reaktionen gefunden. Spöttisch hätte sie gegrinst und darauf gepocht, dass man sie auf diese Weise zumindest erinnert. Darum ging es immer. Um das erinnern. Darum, dass man nicht vergessen wird. Und wer Cathrins Geschichte auch las, schien sie nicht mehr aus dem Kopf zu bekommen. Cathrin war anders. Sie war kontrovers und sie war auf kantige Weise schlecht verdaulich.



Ich liebte sie dafür. Schlussendlich liebte ich Cathrin für ihre Unausstehlichkeit, dafür, dass alles, was sie tat, nicht vertretbar war. Es fühlte sich beinahe an, als wäre Cathrin bei mir, während man mich ihrer Geschichte wegen angriff und verhöhnte. Eigentlich wollte ich die Veröffentlichung feiern, diese große Errungenschaft, dass jemand ihre Bücher in seinem Verlag haben wollte.

An diesem Abend weinte ich mich in den Schlaf. Obwohl ich Cathrins Unverständnis spürte, war ich nicht allein. Wir würden diese Reise gemeinsam durchstehen. Und wir taten es. Natürlich. Wir kämpften uns gemeinsam durch alle Widrigkeiten, die ihre Geschichte bereithielt. Das war der Deal.

Wir hielten uns beide daran.

Recht zum Verkauf bestimmt

Cathrin hatte mir Angst gemacht, Vladimir mich zu Beginn unwohl fühlen lassen. Beide waren nichts als harmlose Schatten gegen den Mann, den ich in den Tiefen des kaum durchdringbaren Waldes fand.

Während ich nicht schrieb, träumte ich wilder denn je. Der Pfad war mir öde geworden, also hatte ich ihn verlassen und mich weiter von dem glühenden, pulsierenden Herzen meines Fantasiereichs entfernt. Mal richtete ich mich weiter nach links, mal weiter nach rechts und mal lief ich ohne Sinn und Verstand zwischen Ästen und Stämmen hindurch, wohlwissend, dass ich unter allen Umständen zurück in mein Bett kommen würde. Ich lief, bis die Sonne ein vergessenes Mysterium war und ich kaum noch die Hand vor Augen erkennen konnte.

Als ich auf Raysiel traf, hielt ich ihn im ersten Augenblick für Vladimir. Sie teilten sich die gleiche, schneeweiße Haarfarbe, und ich erinnere mich daran, wie ich atemlos über die Zweige und das Gestrüpp stolperte, um möglichst schnell zu ihm gelangen zu können. Bereits während meines blinden Laufs ging mir auf, dass es sich bei dem Mann vor mir unmöglich um Vladimir handeln konnte. Vladimir hätte mir den Weg geebnet, wäre mir entgegengekommen oder hätte zumindest seinen charmanten Spott zum Ausdruck gebracht.

Der Mann vor mir stand nur da und beobachtete mich. Wartete darauf, dass ich langsamer wurde und schließlich einige, wenige Meter von ihm entfernt vollständig verharrte. Schatten schienen ihn zu umgeben wie ein schützender Mantel und so sehr ich mich auch anstrengte, mehr als sein Haar konnte ich nicht von ihm erkennen. Er gab keinen Laut von sich, stand nur dort, die Augen dunkel genug, damit ich glaubte, ihm direkt in en leeren Schädel blicken zu können.

Ich hielt ihn für Vladimir, dann für einen Toten, kurzzeitig für den Tod selbst. Doch Marw war ich begegnet und wenn die beiden Männer sich äußerlich noch so ähnlich schienen, umgab den Tod eine Wärme, die die Gestalt vor mir mit jedem Atemzug mehr zu verschlingen schien. Fröstelnd schlang ich die Arme um mich.

Kein Wort brachte ich über die Lippen, während wir einander taxierten und mich die Befürchtung beschlich, dass er mich bei diesen Lichtverhältnissen

deutlich besser erkennen konnte als ich ihn. Wenn ich mich umdrehte, war kein Hauch von Sonne mehr zu erahnen. Wir befanden uns gemeinsam im Herzen eines Waldes, der bei Wind jaulte wie ein wütendes, verwundetes Tier. Ich empfand keine Furcht. Mir fraß sich zerrende, reißende Panik bis ins Mark und ich wusste nicht wohin. Eine verlorene Seele schien er zu sein. Ein Wanderer, der sich bei Nacht erdrosselte und für immer baumelnd an einem Zweig hing, bis Kleidung und Fleisch ihm vom Körper geflockt waren. Der Mann rührte sich nicht, die Schatten schienen mich zu verschlingen, lebendig zu begraben, und ich sehnte mir das leise Knattern meines Nachtlights herbei. Ich wünschte mich an einen ruhigen Ort, der in Licht getaucht war und mir meine Sinne zurückgab.

Als er sich rührte, geschah es völlig lautlos. Er überbrückte von sich aus die letzten Meter zwischen uns und bot mir wortlos seine Hand an. Alles in mir flehte darum, ihm den Rücken zuzuwenden und das Heil in er Flucht zu suchen. Ich zitterte am ganzen Körper, als hätte der Winter Einzug gehalten und ich stände nur in meinem Pyjama in seinen Fängen.

Schwer schluckend nahm ich sein stummes Angebot an. Seine Haut war warm, der Griff schmerzhaft fest. Ich bildete mir ein, mich selbst in seinen Augen erkennen zu können, obwohl sie schwarze Tupfen in dem unwirklich bleichen Gesicht bildeten. Um mich herum schien alles zu wirbeln und nichts zu sein. Er hielt mich an Ort und Stelle, während ich krampfhaft dagegen ankämpfte, zu hyperventilieren.

„Celina?“, fragte er und ich sank weiter in mich zusammen. Dass mein Name sich in diesem Reich herumgesprochen hatte, beunruhigte mich. Zwar ebnete genau das mir zu späteren Zeitpunkten den Weg. In dieser Nacht war meine fadenscheinige Bekanntheit in dieser Traumwelt ein Fluch, den ich mit aller Macht abschütteln wollte.

Ich räusperte mich angestrengt und brachte doch keinen Laut hervor. Also nickte ich und hoffte, dass er mich erkannte. Zwischen Nacht und Schatten, Bäumen und Zweigen, die sich in meinem Haar verfangen hatten und unsanft daran zogen.

„Raysiel.“

Ich nickte erneut, ohne den genauen Grund dafür zu kennen. Es schien, als hätte ich verlernt, zu sprechen und mich sinnhaft zu artikulieren. Ich war ein Fähnchen im Wind, das sich vage bewegte, wenn dieser Mann es von mir zu erwarten schien.

„Ich hörte, du schreibst Geschichten.“

Nervös leckte ich mir über die Lippen und wünschte mir nichts dringlicher als ausreichend Licht, um ihn erkennen zu können. Als einen einzigen, flüchtigen Sonnenstrahl, der das grausame Mysterium von ihm abzog und ihm ein Gesicht schenkte.

„Schreib meine.“

Eine Bitte, mit der ich gerechnet hatte. Dennoch fühlte ich mich winziger denn je, als ich nervös mit den Fersen tiefere und tiefere Kuhlen in den weichen Waldboden malte.

„Sie wird dir dienen wie sie mir dient.“

Atemlos nickte ich und wusste nicht, wohin mit mir. Das Geäst ächzte über mir und knackte. Raysiel ließ noch immer nicht von mir ab und ich stand mit zittrigen Knien vor einem Mann, der ausreichend Macht ausstrahlte, damit ich wimmernd vor ihm in die Knie gehen wollte. Im Stillen rief ich um Hilfe, die auf taube Ohren traf. Wir waren allein und während ich mich mit meiner Hilflosigkeit an diesem Ort arrangiert hatte, trieb mich meine Handlungsunfähigkeit ihm gegenüber in den Wahnsinn.

„Schreib meine Geschichte“, wiederholte Raysiel, als ich nicht reagierte. Seine Stimme war emotionslos, sein gesamtes Gebaren mächtig, aber im Endeffekt gleichgültig. Es war, als stünde ich einer leeren Hülle gegenüber, er Gott seine gesamte Energie anvertraut hatte, um sie auf diese Weise vor jeder Menschenseele zu schützen.

„Wer bist du?“, brachte ich über die Lippen, irgendwie, und stolperte dabei über jedes Wort. Der Wind wütete, er griff hinein in die Bäume, riss an ihnen und entlockte ihnen ein jammervolles Stöhnen, das mich schauern ließ. Vorsichtig versuchte ich, mich von Raysiel loszumachen, aber seine Finger hatten sich wie ein Schraubstock um mein Handgelenk geschlossen und waren unwillig, sich zu öffnen.

„Raysiel.“

„Ja“, sagte ich ungeduldig, „aber wer bist du?“

„Der Heerführer der Dämonen.“

„Oh.“ Zu mehr war ich nicht in der Lage. Nur zu einem überforderten, atemlosen Oh, das mir jede Luft aus den Lungen zog und mich schlagartig gewaltsam leer fühlen ließ.

„Ich bringe die Bitte an, meine Geschichte zu Papier zu bringen.“

„Ja.“ Mir fehlten die Worte und ich räusperte mich krampfhaft in dem

verzweifelten Versuch, auf diese Weise meine Fassung zurückzuerlangen.

„Geschichten sind toll.“

„Nein“, sagte Raysiel. „Sie sind notwendig.“

„Genau.“ Rasselnd atmete ich ein. „Ich kann dich nicht sehen.“

„Ich sehe dich.“

„Aber ich kann dich nicht sehen.“

„Ein Buch erfordert kein Gemälde.“

„Für mich schon“, sagte ich stockend. „Bilder sind wichtig.“

„Eine Abhandlung.“

„Ich kann keine Abhandlungen schreiben. Ich schreibe Bücher.“

„Abhandlungen.“

Raysiel und ich schienen in diesem Augenblick aneinander vorbeizureden. Ich war fest davon überzeugt, dass genau das der Fall war. Tatsächlich aber sprachen wir über ein und dieselbe Sache. Über ein und dasselbe Ergebnis. Eine Darstellung dessen, was er war. Was ihn bewegte. Ein Gemälde dessen, was Raysiel für immer festgehalten wissen wollte.

Die Situation schnürte mich ein. Und ganz am Rand der Anspannung brodelte die Neugierde. Wie oft in meinem Leben würde ich die Gelegenheit bekommen, einem Dämon folgen zu dürfen? Einem Heerführer einer Gattung, die das Ebenbild der Engel bildete, sie vervollkommnete, und doch nie dazu in der Lage wäre, sie zu ersetzen. In ihren Schuhen zu laufen. Sich mit ihnen auf eine Stufe zu heben.

„Ich schreibe über niemanden, den ich nicht sehen kann“, beharrte ich und wusste nicht, woher ich diese Sicherheit nahm. Meine Dreistigkeit.

Vermutlich wäre Raysiel dazu in der Lage mich binnen von Momenten zu vernichten. Gleichzeitig befand ich mich in meinem Traum. In einem Gefilde, das mich zermürbt hatte, ertränkt hatte, zerrissen hatte und doch immer dazu gezwungen war, mich unbeschadet entkommen zu lassen.

„Sieh mich an“, sagte Raysiel schlicht. Genau daran versuchte ich mich seit einer Ewigkeit, die ich nicht näher definieren konnte.

„Ich kann nicht“, beharrte ich. „Es ist zu dunkel.“ Die Worte lagen mir zu Teilen noch auf der Zunge, als der Wald sich lichtete. Unsichtbare Hände schienen die Schatten zu vertreiben. Die Zweige wurden gelichtet und anstatt der Sonne strahlte ein weißer, bleicher Mond auf uns hinab, groß genug, um ganzen Städten Glanz zu verleihen.

Der Mann vor mir war kaum mehr als ein Junge, das Gesicht derart gleichgültig, dass der bloße Anblick mir stechende Schauer das Mark hinabjagte. Aus schwarzen Augen starrte er mich an, den Mund locker, die Arme entspannt an den Seiten hinabhängend. Er trug dunkle Kleidung, dunkle Schuhe, und war austauschbarer als jeder Schemen, dem ich je begegnet war, während ich durch Straßen flanierte. Alles, was Raysiel ausmachte, war seine Macht. Betrachtete ich ihn genauer, verlor sich diese Energie im Nichts und machte einem Jungen Platz, der vor Bedeutungslosigkeit sprudelt.

„Schreib über mich“, wiederholte er und bot mir seine zweite Hand an. Ich konnte mich nicht dazu überwinden, einzuschlagen. Seine Berührung könnte tausendmal wärmer sein, als sie sich anfühlte, sie würde nicht zu mir durchdringen. Raysiel wirkte unwirklich. Wie ein mir entrissener Traum, der ratlos zwischen Fahnen und Trompeten wandelte, ratlos, wohin es ihn als nächstes verschlagen sollte.

„Warum?“, fragte ich, dabei hatte ich meine Entscheidung längst getroffen. Ich wäre niemals in der Lage gewesen, dieses Angebot auszuschlagen. Ein Dämon. Und er bat mich um Hilfe. Ein Junge, der vor Widersprüchlichkeiten sprudelte, noch bevor ich ihn kannte. Bevor ich mehr als ein paar unbedeutende Worte mit ihm wechseln konnte.

„Weil ich dich darum bitte.“ Seine Emotionslosigkeit machte mir Angst. Sie kratzte mir über die Knochen und riss mich aus dem Traum, ehe er mir mehr schenken konnte als einen vagen Eindruck.

Ich bekam keine Luft mehr. Die Nacht lag schwer über dem Haus und nistete sich in jeden Winkel meines Zimmers ein, der von meinem knatternden Licht unerreicht blieb. Schemenhaft bewegten sich die Zweige der Walnuss vor meinem Fenster und zogen ihre düsteren Reigen. Mir saß die Bewegung noch in den Knochen. Ich wusste nicht recht zu reagieren und obwohl Raysiel sich unmöglich in meiner Zeit aufhalten konnte, glaubte ich, ihn direkt in meinem Herzen zu spüren. Als hielt er mein Handgelenk weiterhin umklammert. Als stände er vor mir, eine schattenhafte Gestalt, die die Finsternis liebt wie die Finsternis sie.

Meine Muskeln zitterten unkontrolliert und ich schluckte heftig atmend gegen den Kloß in meinem Hals an. Die Uhr auf meinem Handy zeigte wenige Minuten vor drei Uhr an. Ich sollte schlafen. Mich erwartete eine

Klassenarbeit, ein gefüllter Tag, der erst gegen 20:00 Uhr enden sollte. Ich sollte so viel Energie erhaschen, wie ich mir stehlen konnte.

Wenn ich nun die Augen geschlossen hätte, vermutlich wäre ich im Kerker meiner Traumwelt erwacht, geknebelt in einem rostigen, über dem Hexenkessel baumelnden Käfig, hilflos in einem versinkenden Auto, durch dessen Türen sich das Wasser drängt, oder in einem Wachsfigurenkabinett, das furchtbar langsam und furchtbar schnell zu gleich niederbrannte. Ich wäre überall gelandet, nur nicht in einer stärkenden, watteweichen Illusion. Leise knarzten die Dielen unter meinen Füßen, während ich die wenigen Meter zu meinem Schreibtisch ging und den Computer startete. Ich schrieb viel in letzter Zeit. Offensichtlich nicht genug, aber viel. Weniger als ein Vierteljahr brauchte ich für ein Buch. Mehrere tausend Wörter am Tag. Zu wenig. Wenn ich alldem entfliehen wollte, musste ich mich selbst übertreffen und an die Intensität des Träumens herankommen.

Ich erinnerte mich an die märchenhaften Nächte, in denen ich an nichts dachte als an Ruhe, an Schwärze, an Gelassenheit, in denen mich niemand jagte und ich in keinem Traumland blieb. Nächte, deren Träume ich mich angenommen hatte, während ich mehr schrieb, als mein Verstand hergeben wollte, und losließ. Losließ, bis meine Finger die Tastatur auswendig kannten und die Geschichte sich auf noch reinere, noch unverfälschtere Weise auf das Papier bettete. Bis ich nicht mehr wusste, was ich erzählte, nur noch da war, nur noch Finger, nur noch Augen, bar jedem Verstand.

Wie dringend ich mir diesen Zustand zurücksehnte. Raysiels bloße Gegenwart hatte mich gepackt. Ich musste über ihn schreiben. Alles aus ihm herausaugen, was es zu nehmen gab, mich selbst ihm als Opfer darbringen, damit er diese Erfahrungen mit mir teilte, die schlussendlich nur mich selbst tiefer und tiefer in den Morast von Leben zog, die ich bei wachen Sinnen niemals hätte erfahren wollen.

Sobald einer von ihnen vor mir stand, war ich willenlos. Es ging um die Geschichte. Nur um die Geschichte. Meine Neugierde fraß mich auf und ich sehnte mich danach, das Ende eines Geschehens zu erfahren, das noch nicht einmal begonnen hatte.

Als das leere Dokument sich öffnete, war es kurz nach drei in der Früh. Ich war hellwach. Raysiels Anblick hatte sich in meinen Geist gebrannt und ehe ich zu schreiben begann, rief ich ihn wieder und wieder ins Gedächtnis, bis ich ihn mir in jede Gehirnwindung tätowiert hatte. Raysiel war groß, er war

gleichgültig. Mächtig. Wortkarg. Ein Mann, der nicht wusste, was er wollte, aber die Illusion zu beugen und biegen verstand. Ein Mann, der Cathrin binnen von Wimpernschlägen in die Knie zwingen könnte und Vladimir meiden würde wie die Pest.

Als ich zu schreiben beginnen wollte, fühlte ich mich leer. Ratlos tastete ich nach Raysiels Gegenwart, aber spürte ihn nicht.

„Wenn du willst, dass ich über dich schreibe, musst du hier sein“, flüsterte ich in die Dunkelheit meines Zimmers hinein, nur durchbrochen von dem knatternden Nachtlicht und dem Glühen des Bildschirms meines Computers.

„Ich kann nicht über dich schreiben, wenn du nicht mit mir sprichst.“

Ich wusste nicht, was ich mir erhoffte. Eine Antwort? Raysiel befand sich in einer anderen Dimension als ich. Dass er von Beginn an bei mir wäre? Auf Abruf? Wie Cathrin und Vladimir?

Raysiel war die erste Figur, die mir nicht blind gehorchte, sondern zu mir kam, um zu erzählen, wann immer ihm danach war. Ich saß ewige Minuten vor dem leeren Dokument und wusste nicht, wie ich beginnen sollte. Kein Satz hätte Sinn ergeben. Kein Wort. So müssen sich die tatsächlichen Autoren fühlen, dachte ich. So furchtbar ratlos. Alles, was sie niederschrieben, musste ihren eigenen Ideen entspringen, ihrer eigenen Vorstellungskraft. Ich war nichts weiter als eine Diebin, die zur rechten Zeit am rechten Ort wartete. Was tat ich schon? Mich denjenigen nahe fühlen, die etwas zu erzählen hatten, während ich vorgab, mein eigenes Leid, meine eigenen Erfahrungen zwischen die Zeilen zu bannen.

Wahrhaftige Autoren schrieben Geschichten, die sich binnen ihrer Fantasie abspielten, gaben ihnen neue Facetten, einen roten Faden, Figuren, die ihnen imponierten.

Ich saß auf diesem Stuhl, halb vier in der Früh, und starrte auf das leere Dokument. „Ohne dich kann ich nicht schreiben“, gestand ich Raysiel. Während ich die ersten sechs Bücher verfasst hatte, begann ich zunehmend, das Entstandene als meine Leistung zu betiteln. Zumindest vor mir selbst. Raysiel bewies mir, wie wenig ich konnte. Noch immer wusste ich nicht die rechten Worte zu finden, noch immer wusste ich nicht, wie man Seiten mit Sinn füllte. Ich war nur da.

Nur da.

Stets. Für anderer Menschen Geschichten. Ein Medium, im besten Sinne.

Eigentlich nicht einmal das, sondern lediglich die Hände fremder Personen,



die Hoffnungen in mich setzten, die von dem Wunsch beseelt waren, gehört zu werden – und durch meinen fehlenden Einfluss enttäuscht werden würden wie ich selbst.

Ich fand mich damit ab, dass ich an diesem Morgen kein Buch beginnen würde, als ein leichtes Prickeln durch meinen Körper ging. Ein Zittern wie nach der ersehnten Erfüllung eines Versprechens. Hastig blinzelte ich und atmete ich ein.

Raysiels Gegenwart fühlte sich anders an. Nicht intensiv und nah, eindringlich wie Cathrins und Vladimirs. Ray war bei mir, ohne mich zu berühren. Er begleitete mich, ohne mir Beachtung zu schenken. Keine Erklärung schenkte er mir, keine Vorwarnung, ließ mich nie tief in seinen Geist blicken, sondern servierte mir, was er geschrieben sehen wollte, verschlossen wie ein Buch mit sieben Siegeln, das scheu war, sich eines Tages öffnen zu lassen.

„Die grünen Grashalme biegen sich in dem weichen Licht der Sonne in meine Richtung.“

Der erste Satz einer Geschichte, die ich nie erwartet hätte, auf diese Weise beginnen zu sehen. Es kostete mich einige Momente, um zu verstehen, dass Ray mich teilhaben ließ an einem Augenblick, er für ihn wahrhaftiger war als er selbst. An einem Augenblick, der existierte, um ihn zu erfüllen und die Leere zu vertreiben.

Ich versank in Sonnenschein und Frühlingsduft, folgte Raysiels Erzählungen, die nicht an mich gerichtet waren, bis sie Gestalt annahmen und das wohlbekannte Bild vor meinen Augen erwachte. Donner grollte, Regen floss und eine Anspannung lag in der Luft, die mich verzehrte. Raysiel stand über alledem, den Kopf stolz erhoben, ein Herrscher, der sich seinen Respekt nicht länger verdienen muss. Es war der letzte Atemzug vor ewiger Stille. Der letzte Sonnenstrahl, ehe die Nacht einbrach und bleiben wollte. Die letzte Ahnung von Hoffnung, ehe sie zerschlagen wurde, zerschmettert, auf dass niemand in der Lage wäre, die Scherben wieder zueinander zu führen.

Was Raysiel mir zeigte, begriff ich nicht, und je länger ich in seiner Welt schwelgte, desto mehr verlor ich den Kontakt zu dem Boden. Ich begriff nicht, wie angestoßen werden konnte, was vor meinen Augen geschah. Blut haftet auf meiner Haut und jämmerliche Laute entwandten sich fremden Lippen. Zwischen alledem stand ich, nahm jeden Moment davon in mich auf und schrieb ihn nieder. Schrieb, bis zwischen mir und dem Geschehen eine

Distanz entstand, die niemals genügen könnte. Eine Distanz, die nur schwach darüber hinwegtäuschte, was ich sah.

Raysiel schenkte mir den ruhigen, liebenden Geist, um mir den blutrünstigen Herrscher vor Augen zu führen, der er in seinem tiefsten Herzen war.

Als ich an diesem Morgen das Dokument schloss, zitterte ich am ganzen Körper. Was genau ich geschrieben hatte, wusste ich nicht. Einzelne Eindrücke prangten in meiner Erinnerung, gruben sich tiefer, zerrissen mich und lockten leeres Wimmern aus meiner Kehle. Ich fühlte mich klein, winzig, verfluchte meine Neugierde.

Alles, was ich bisher schrieb, war strittig gewesen. Cathrin, eine Wucht, die kaum jemand auf die Weise begreifen würde, wie Cathrin selbst es sich vermutlich wünschen würde.

Raysiel war rohe Gewalt. Ein rücksichtsloser Henker. Was er tat, tat er bar jeder Emotion. Kein Hohn schwang in seinem Grauen mit, kein Stolz. Raysiel war ein nüchternes Bildnis eines Mannes, den nicht kümmerte, was er anrichtete. Nichts war von Bedeutung. Nichts hatte je Hand und Fuß.

Ich wusste nicht, wie. Ich wusste nicht, wohin. Für alles gab es einen Grund. Zumindest in meiner Welt. Jede Tat zog ihre Konsequenzen nach sich.

Vor meinem inneren Auge tropfte dickes, dunkles Blut von den Dächern.

Federn lagen auf den Wegen verteilt, getränkt in Schlamm. Mir war eiskalt. Mir war übel. Ich wusste nicht wohin. Rays eisige Gegenwart schien in jeder meiner Fasern zu sitzen.

„Ich muss zur Schule“, flüsterte ich, als könnte er mich hören. „Ich kann das nicht mehr heute. Ich habe zu tun.“

Raysiel antwortete mir nicht. Uns trennten Realitäten und Dimensionen. Aber diese erdrückende, gleichgültige Kälte wurde von mir gezogen wie ein Mantel.

Es gelang mir nicht, Raysiel zu verurteilen, weniger noch, ihn zu verstehen. In der Schule hörte ich kaum, worüber gesprochen wurde. Ich sah nur diese Nacht, die ich protokolliert hatte. In Raysiels Namen. Die Grausamkeit, das Leid, das ich mir nicht hätte ausmalen können.

Obwohl ich die Welt durch Vladimirs Augen gesehen hatte. Durch Cathrins Augen.

Raysiel war mein persönlicher Dämon. Er jagte mich über alles hinfort, das sich sicher und richtig anfühlte. Er raubte mich aus und ließ nichts zurück, als eine leere Hülle.

Schrieb ich an seinem Buch, war ich weniger ich als je zuvor. Ich hörte mich nicht mehr, ich spürte mich nicht. Da war nur Raysiel. Was er mir zeigte. Was er wollte.

Ich öffnete den Laptop mechanisch, um seinem Willen nachzukommen, wann immer ich seine Gegenwart spürte.

Bis seine Nähe ausblieb. In den ersten Tagen glaubte ich, mich selbst überfordert zu haben. Was Ray beschrieb, war zu keinem Moment schön. Nie erleichternd. Es war eine Qual, die ihresgleichen suchte. Ich wusste nach den ersten Kapiteln nicht recht, wie ich mich von dem Geschehen distanzieren sollte. Mit ihm gemeinsam verliebte ich mich in Jeanne, mit ihm gemeinsam suchte ich nach einer Form von Gerechtigkeit, die zumindest einem Aspekt genügte. In irgendeiner Weise haltbar war.

Es brauchte Wochen, bis ich begriff, dass Raysiel mich schlichtweg nicht mehr besuchte. Ich hing in der Luft, irgendwo zwischen seinem Wunsch, bei Jeanne zu bleiben, meinem Sehnen, dass diese Geschichte sich zum Vernünftigen wendete und dieser spindeldürren Hoffnung, dass sich all das als übler Traum entpuppt.

Was ich durch dieses Buch empfand, schien ein angemessener Tribut zu sein. Ich träumte lange nicht und als ich langsam zurück in dieses Land gezogen wurde, war es verschwommen und bedeutungslos. Bis es sich schärfte, vergingen Monate. Anstatt vor den Toren zu erwachen, stand ich im finstersten Wald. Spürte er meine Anspannung? Die Dunkelheit lichtete sich und in ihrem Zentrum saß Raysiel, den Rücken nüchtern gegen den Stamm einer alten, knorrigten Eiche gelehnt und eine steile Falte zwischen den Brauen. Er betrachtete mich, ohne dass er mich tatsächlich anzusehen schien. Ein Teil der Eiseskälte war von ihm abgefallen. Als er sich erhob, verfehlte Raysiel mit den Händen seine Hosentaschen und verschränkte die Arme schlussendlich vor der Brust.

„Ich entschuldige mich“, sagte er.

Überrascht räusperte ich mich. „Wofür?“

„Eine Geschichte, die ich schreibe, ist keine, die ein Mensch erleben sollte.“

„Warum?“

„Menschen sind nicht für die Tatsachen gemacht.“

„Welche Tatsachen?“

„Meine.“ Raysiel hob einen Mundwinkel. Die Geste wirkte blechern.

„Ich würde gern weiter über dich schreiben“, sagte ich zögernd. „Ich wüsste gern, wie es endet.“

„Es endet, wie es beginnt.“

„Also?“

Raysiel wich meinem Blick aus. „Dämonen brennen in der Hölle, Engel erfrieren im Himmel. Auge um Auge.“

„Du willst also nicht, dass ich weiterschreibe“, stellte ich fest. „Weil du Angst hast.“

„Nein.“

„Sondern?“

„Es ist eine Verschwendung, die ihresgleichen sucht.“

Die Kränkung war unleugbar. Gut möglich, dass, was ich tat, mich kaum Mühe kostete, weil es nicht meinem Verstand entsprang. Aber ich investierte meine Zeit und bei dem, was ich tat, versuchte ich das Beste herauszuholen. Das Aufrichtigste. Das Konsequente.

„Wenn ich dir nicht gut genug bin“, sagte ich zögernd, „dann such dir jemand anderen. Ich bezahle auch Geld, um deine Geschichte bis zum Ende sehen zu können.“

„Geld ist billig.“

Mir war bewusst, dass ich aktuell einen deutlich höheren Preis beglich.

„Was suchst du?“, fragte Raysiel mich.

„Das Ende deiner Geschichte.“

„Was erhoffst du dir?“

Ich zögerte. „Ein Wunder“, gestand ich schließlich. „Was du mir gezeigt hast, passt nicht zusammen. Ich will wissen, wie es dazu gekommen ist. Zu allem.“

„Mal es dir.“

„Ich kann nicht schreiben“, gestand ich Raysiel leise. „Mir fehlt die Fantasie. Ohne dich kann ich dieses Buch nicht schreiben.“ Rau lachte ich auf.

„Angenommen, ich würde sie schreiben, dann wäre es nicht deine Geschichte und so schlecht, dass ich sie wahrscheinlich selbst nicht lesen könnte.“

„Mein Leben geht voran.“

„Aber du möchtest es allein leben“, stellte ich fest. „Das ist dir wichtig.“

„Es ist bedeutsam.“

„Das war es also?“ Ich hatte kein Recht dazu. Wer war ich schon? Nur ein Räuber, der rücksichtslos jedes Detail ans Licht zerrte. Aber ich fühlte mich beraubt. Ray hatte mir das genommen, was ich in diesem Moment am

meisten ersehnte: Die Lösung des Problems. Er führte mir die finstersten Abgründe vor Augen und ließ mich genau dort zurück. Das Wissen, dass am Horizont die Sonne schien, gab er mir, aber keine Möglichkeit, sie zu erreichen.

„Ich könnte deine Geschichte einfach weiterschreiben“, flüsterte ich, als Ray nicht reagierte. „Wenn du mir die Chance dazu einräumen würdest. Es kümmert mich nicht, was geschieht. Ich urteile nicht darüber. Ich möchte es nur sehen.“

„Urteilen ist menschlich.“

„Mir kommt es nicht vor, als wäre viel Menschliches übrig, sobald ich schreibe.“

„Warum?“ Raysiel betrachtete mich mit neuem Interesse.

„Weil ich nicht viel darüber nachdenke“, gestand ich. „An das meiste kann ich mich kaum erinnern. Es gibt einzige Szenen“, ich stockte, „die lassen mich nicht mehr los, aber sonst geschieht es einfach. Es ist wie ein Fiebertraum. Es geschieht und ich schreibe es auf. Kein Grund jemanden zu verurteilen.“

„Was ich dir anvertraute, war viel“, stellte Raysiel fest. „Bilder sind Waffen.“ Ich schluckte schwer und erinnerte mich an das Blut, das vom Himmel zu regnen schien. An die Düsterness, den satten, süßlichen, bitteren Geruch, der mir die Kehle zuschnürte und mir in den Magen schlug. „Das denke ich“, pflichtete ich ihm bei, „aber während ich schreibe, bin ich nicht wirklich da. Gegen wen du sie also auch richtest, du mich gleiten sie hindurch.“ Ich atmete tief ein. „Wir wissen beide nicht, wie diese Sache enden wird“, gestand ich, „aber es würde mir viel bedeuten, diese Reise weiter mit dir gehen zu dürfen. Es würde mir alles bedeuten.“ Ich rieb mir mit dem Handrücken über die Wange. „Das, was du mir zeigst, fühlt sich an, als könnte es mir einige Dinge erklären.“

„Welche?“

„Gerechtigkeit“, flüsterte ich. „Rationalität. Verstand.“ Schauernd schlang ich die Arme um mich. „Warum ich von Gott nicht gewollt bin.“

„Gott will niemanden“, sagte Raysiel.

„Den, der mir das zeigte, liebte er.“

„Gott liebt niemanden. Gott wird für seine Untätigkeit geliebt, in die der Mensch seine eigenen Gräuel legen kann.“

„Ich möchte es nur verstehen“, flehte ich. „Du bist dieser ganzen näher als jeder andere.“

„Ich werde Gott stürzen“, sagte Raysiel und sah mir aufrichtig in die Augen. „Sollte sich mir diese Gelegenheit bieten, werde ich seinen Platz einnehmen.“ Hastig zuckte ich die Achseln. „Gut. Das wäre kein Problem für mich.“

„Menschen lieben, was sie kennen.“

„Ich glaube nicht an Gott. Wenn ich es tun würde, müsste ich daran glauben, dass ich sein großer Fehltritt bin, und das möchte ich nicht.“

„Der Mensch ist sein verrottetes Meisterwerk. Jeder von euch ist verkommen und wir erheben uns darüber, um dem Trug zu erliegen.“

„Ich möchte über dich schreiben“, beharrte ich. „Bitte. Raysiel, lass mich eine Geschichte zu Ende schreiben. Ich muss sie niemandem zeigen, wenn dir das lieber wäre, ich möchte es nur verstehen.“

„Was verstehen?“

„Alles?“, wisperte ich, während sich mir die Kehle zuschnürte. „Einfach alles.“ Zwischen allem, was Raysiel verkörperte, war er wohl die gütigste Person, auf die ich je traf. Die Frau, in die er sich verliebte, war sein Ebenbild. In vielerlei Weise. Was sie lebte, wollte er erreichen. Wie sie ihn liebte, wollte er bei ihr sein. Raysiel wurden Emotionen gelehrt wie mir das Alphabet. An seiner Geschichte wuchs ich am meisten, denn Raysiel ließ mich bei sich weilen, während man ihn lehrte, was es bedeutete, zu empfinden. Wann immer ich in diese Traumwelt hinabstieg, war ich wütend, war ich hilflos, verloren, verzweifelt, bitter. In den Jahren, die ich mich selbst zu verabscheuen lernte, vergaß ich, was es bedeutete, tatsächlich zu fühlen. Mehr zu empfinden als nur Bitterness und Enttäuschen, als Misstrauen und Gewissheit.

Raysiel hatte mir zu diesem Zeitpunkt eine Idee dessen gegeben, was mich erwarten könnte, wenn er die Gnade besaß, mich bei ihm bleiben zu lassen. Wir befanden uns in dieser Nacht an einem Scheideweg, beide unsicher, wohin sich unsere Wege wendet sollten. Gern rede ich mir ein, dass unsere Entscheidung in dieser Nacht für unser beider Zukunft einen entscheidenden Ausschlag gab.

Dabei geschah nicht viel. Wir waren nur dort und ich fürchtete ihn nicht länger. Ich sehnte mich danach, ihn zu verstehen, und versprach mir, hätte ich Raysiel entschlüsselt, würde sich das Labyrinth in meinem Inneren lichten und mich dorthin führen, wo mehr ruhte als wütende Leere.

Ich respektierte Raysiel in dieser Nacht. Wenig später lernte ich, ihn zu bewundern.

„Ich bin kein Heilmittel“, sagte Raysiel.

„Das brauche ich auch nicht“, erwiderte ich hastig. „Wenn du ein Code wärst, ein ungefährender Code, dann würde so viel mehr Sinn ergeben und ich bin fest davon überzeugt, dass wir“, ich stockte, „einander helfen können. Ich wäre bei dir, während du lebst. Du wüsstest, dass alles, was du tust, niedergeschrieben wird. Gleichzeitig könntest du mir zeigen, was es bedeutet, menschlich zu sein.“

„Du bist menschlich.“

„Ich erinnere mich kaum noch daran, wie ich als Kind war“, vertraute ich ihm an, dort, in diesem mondlichtbeschiedenen Wald. „Die ganze Zeit über dachte ich, vielleicht sollte ich mich einfach von mir selbst ablenken, aber je länger ich dich begleite, desto überzeugter bin ich davon, dass das nicht hilft. Nicht auf Dauer. Ich muss mich mit mir selbst auseinandersetzen. Genau wie du. Damit ich irgendwann nicht ganz allein dastehe. Verstehst du?“

„Einsamkeit kann tröstlich sein.“

„Das weiß ich“, sagte ich. „Das weiß ich! Für diese Bücher schließe ich mich ein und verbringe die Zeit einzig und allein mit einem Computer und dir. Aber so kann es nicht immer sein, oder? Ich kann nicht immer allein sein. Das ist für niemanden gut.“

„Worum bittest du mich?“

„Dass ich bei dir bleiben darf“, flüsterte ich. „Deine Geschichte tut mir mehr weh als jede vorher, aber ich brauche sie.“

„Ich bin kein Heilmittel“, wiederholte Raysiel.

„Das weiß ich“, sagte ich heftig nicken. „Das musst du auch nicht sein. Ich bitte ich nur, dir zuhören zu dürfen. Bei dir bleiben zu dürfen.“

Raysiel hob eine Schulter. Sein Versprechen. Die meisten machte er mir wortlos. „Du solltest nicht zu lang hier bleiben“, sagte er nach einer Stille, die sich bis ins Ewige zog. Für mich gab es nichts mehr zu sagen. Betteln könnte ich. Betteln, bis ich aufwachte, aber Raysiel war niemand, der bekniert werden wollte. „Diese Welt tut denen Leid an, die Leid erwarten.“

„Dann sollte ich wahrscheinlich aufwachen.“

„Bist du dazu in der Lage?“

„Nein“, gestand ich.

Mit einem matten Lächeln berührte er meine Stirn. „Es ist ein Segen, ein Gott zu sein.“

„Für dich gibt es nur den einen Gott“, wies ich Raysiel auf das Offensichtliche hin.

„Dieser Gott bin ich.“ Seine Fingerspitze berührte meine Stirn.

Schweißgebadet wachte ich auf. Ich fiel beinahe über meine eigenen Füße, während ich aus dem Bett taumelte. Rays kühle, eindringliche Gegenwart fühlte ich in jeder meiner Fasern. Er drängte sich mir nicht auf, eröffnete mir lediglich Möglichkeit und machte mir das größte Geschenk von allen: Er ließ mich mit sich wachsen.

Wir beide gingen verändert aus dem Geschehen heraus. Größer, älter, besser.

Als ich diese Bücher beendete, weinte ich. Vor Erleichterung, vor Glück, nicht aus Wut und Enttäuschung. Es war nach zehn Uhr abends, als ich Raysiels Geschichte abspeicherte und mich schwer atmend zurücklehnte. Ich fühlte mich befreit. Wir hatten gemeinsam den freien Fall gewagt und gemeinsam gewonnen.

In dieser Nacht träumte ich von Raysiel, aber nicht im Rahmen eines Buches, nicht im Rahmen dieser trostlosen Welt, die sich um das pulsierende Herz des Fantasielandes herum erstreckte. Ich sah ihn bei Jeanne, bei Casper, bei Adriana, bei all den Menschen, die ihm etwas bedeuteten, und mich überkam die Ahnung, dass ich nicht zufällig dort war. Das war Raysiels Dank. Das war Raysiels letztes Geschenk an mich.

Eine weitere, ihn vervollkommnende Facette seines Wesens, die ich niemals gezwungen sein werde, in ihren Details auszuliefern. Dieser Moment gehörte Raysiel und für einige Sekunden durfte ich Gast darin sein.

Ein Segen.

Wir waren angekommen. Beide. Irgendwie. Und obwohl ich spürte, dass Raysiel und ich einander nicht mehr allzu häufig begegnen würden, war ich glücklich. Glücklicher als je zuvor in meinem Leben. Dass ich zu ihm zurückgegangen war, dass ich ihn darum angefleht hatte, seine Geschichte zeigen zu dürfen, war eine meiner besten Entscheidungen gewesen. Nach diesem Traum ging Ray und ich tat es ihm gleich. Für eine Zeitspanne, die sich zu ewig anfühlte, um real zu sein.



Raysiel hatte mich beeindruckt. In seinem Wesen, in seinem Sein, in seinem Gebaren, mit seiner Geschichte. Er ging tiefer als alles, was ich zuvor begleiten durfte, und spürte seine Gegenwart von unserem Übereinkommen an mit einer Sanftheit, die jedes noch so grausige Bild erträglich werden ließ. Ein Brief riss mich von meinen Schwärmereien für Raysiel los. Ich war weggedämmert, ohne es zu bemerken, und befand mich neben einem plätschernden Meer, von dem ich nicht wusste, dass es existiert. Die grauen Fluten erstreckten sich bis zum Horizont und waren ungeduldig wie ein tosender, tobender, fressender Sturm. Neben mir lehnte ein Mädchen, das Haar dunkel und die Augen intensiv violett, als hätte man sie direkt aus Amethyst gearbeitet. Ein zittriges Lächeln umspielte ihre Lippen.

„Hi.“

„Hi.“ Es sollte mich nicht überraschen, dass man mich inzwischen zu sich rief, und dennoch fragte ich mich, wie es möglich war, dass dieses Mädchen ein Konstrukt durchdrang, das mich seit Jahren gefangen hielt. Es durchdrang und für sich nutzte.

„Ich habe gehört, du schreibst über diejenigen Bücher, denen niemand sonst zuhört.“

Eine grüne Gischt tanzte auf den Wellen, wild wie die Überreste eines Seeungeheuers. „Ungefähr, ja.“

„Ich erinnere mich nicht an viel“, sagte das Mädchen stockend, „und nur für den Fall, dass sich das wiederholen könnte, wüsste ich gern, wo ich nachlesen kann, was geschehen ist.“

Überrascht runzelte ich die Stirn. „Deswegen bist du hier? Damit ich hoffentlich über dich etwas schreibe, damit du es nicht vergessen kannst?“

„Ja.“

„Den ganzen, weiten Weg bist du gegangen?“

„Ich träume nur“, sagte das Mädchen kleinlaut. „Ich wusste nicht, wie ich dich wach finden sollte.“

Sofort saß ich stocksteif da und starrte sie an. „Du kommst auch hierher, wenn du träumst?“

„Ich lebe irgendwo hier“, sagte sie stockend. „Ich wusste nur nicht, wie ich dich finden sollte, solange ich wach bin.“

„Wie meinst du das?“

„Im Traum ist alles möglich“, flüsterte sie. „Auch jemanden zu finden, von dem jeder behauptet, dass derjenige nicht existiert. Vielleicht erträume ich dich nur, aber dann wärst du trotzdem hier.“ Eine steile Falte stahl sich zwischen ihre Brauen. „Zumindest für jetzt.“

„Mir geht es ähnlich“, gestand ich. „Was wirklich wahr ist, weiß ich nie, aber es fühlt sich real an.“

„Dann muss es doch wahr sein, oder?“ Ein leiser Schauer schüttelte sie.

„Alles, was in letzter Zeit geschieht, wirkt, als wäre es aus einem schlechten Scherz.“

Sie wirkte ruhiger als alle, die ich vor ihr kennenlernen durfte. Perspektivloser und ein wenig verlorener. Erstmals identifizierte ich mich nicht mit diesen Eigenschaften. Obwohl ich sie noch in jeder meiner Fasern nachhallen spürte, überwältigten sie mich nicht länger. Ich saß neben ihr, erkannte mich in ihr, aber machte mich nicht zu ihr.

„Manchmal ist das so“, sagte ich achselzuckend. „In ein paar Tagen ist meine Schulzeit vorbei und ich soll mich auf meine Abiturprüfungen vorbereiten. Das fühlt sich erstmal wie ein schlechter Scherz an.“

„Prüfungen?“ Das Mädchen seufzte leise. „Ich würde viel dafür geben, einfach eine Prüfung schreiben und dann nach Hause gehen zu können.“

„Was tust du denn?“

„Überleben?“, sagte sie tonlos. „Ich erinnere mich nicht an viel. Ich suche Antworten.“

„Glaubst du, ich kann dir dabei helfen, sie zu finden?“

Sie hob langsam beide Schultern. „Wer weiß das schon? Ich wäre beruhigt, wenn jemand alle Erinnerungen, die ich mir heute schaffe, aufbewahren könnte. Es wäre gut zu wissen, dass sie mir nicht einfach alles wegnehmen können.“

„Sie?“

„Ich erinnere mich nicht“, flüsterte das Mädchen und suchte meinen Blick.

„Ich weiß nicht. Ich suche nur, aber ich weiß nicht. Manchmal habe ich ein Gefühl, aber“, rasselnd atmete sie ein, „ich weiß nicht. Ich weiß nichts mehr.“

„Gar nichts mehr?“

„Ich kenne meinen Namen“, sagte das Mädchen rau.

„Das ist doch gut.“

„Ich weiß aber nicht, ob es mein Name ist. Ich weiß gar nichts mehr.“

„Fotos?“, schlug ich ihr vor. „Hast du Bilder auf deinem Handy?“

Schniefend rieb sie sich über die Nase und schüttelte kaum merklich den Kopf. „Ich habe einen Rucksack.“

„Das ist gut!“, rief ich aus. „Vielleicht liegt da irgendwas drin, was dir helfen kann.“

Das Mädchen starrte auf die tobenden Fluten. Mit beiden Händen rieb sie über ihre Oberschenkel. Sie wirkte verschreckt und wankelmütig. Was ich zu ihr sagen sollte? Inwiefern ich ihr helfen könnte? Nichts ergab einen Sinn.

„Darin ist nichts“, sagte sie schließlich. „Ich weiß nichts mehr.“ Flehend hob sie den Blick. „Wenn du nichts mehr weißt, dann gibt es nichts mehr und ich habe nichts, woran ich mich festhalten könnte und ich weiß nicht, wohin sich alles wenden wird. Ich will nur irgendwo hin, wo ich sicher bin. Verstehst du?“

Langsam nickte ich. „Ja.“

„Bring mich dorthin“, flüsterte sie hastig. „Bring mich an einen Ort, an dem ich sicher bin.“

„Das kann ich nicht.“ Nervös räusperte ich mich. „Ich kann nur aufschreiben, was geschehen ist.“

„Mach, dass es aufhört!“ Ihre Stimme brach und mit ihr der Blick aus den violetten, distanzierten Augen. „Sie kommen, um mich zu holen“, flüsterte das Mädchen. „Sie kommen alle, um mich zu holen.“ Auf eine absurde Weise erinnerte sie mich an Cathrin. Abgesehen von ihrer Paranoia hatten die beiden nichts gemein. Cathrin schlug zu, noch ehe der Gegner sich rühren konnte. Dieses Mädchen? Schien zu laufen, sobald es in er Ferne raschelte, zu rennen, bis die Beine versagten und es hoffentlich in Sicherheit war. Seine Hände zitterten, während Cathrin beinahe nie die eiserne, wohlbehütete Kontrolle fahren ließ.

Und doch erinnerte mich alles wie nichts an ihr an Cathrin.

„Ich kann es aufschreiben“, bot ich ihr an. „Wenn dir etwas zustoßen sollte, weiß dann jeder, was es war.“

„Sie töten alle jeden. Es sind schon alle tot und trotzdem sind noch genug am Leben!“

„Was meinst du?“

Sie atmete tief ein und schloss die Augen. Das Donnern des Meeres brach sich an den Felsen und schickte seine unbändige Kraft hinauf bis zu uns. „Ich erinnere mich an nichts“, wiederholte das Mädchen. „Nur daran, dass eine

Wolke aufgezogen ist und es kalt wurde. Furchtbar kalt. Alles ist ausgefallen. Niemand wusste wohin. Es regnete und ich stand dort und ich hatte meinen Rucksack und ich hatte keine Ahnung, was ich tun sollte.“ Hilflos suchte sie meinen Blick. „Ich weiß noch immer nicht, was ich tun soll. Es gibt nichts mehr zu essen. Es gibt keinen sicheren Ort.“

„Vielleicht doch“, versuchte ich sie aufzuheitern. „Wir könnten gemeinsam danach suchen. Ich wäre bei dir und würde alles dokumentieren.“

„Und wenn nicht?“, fragte sie schrill. „Was, wenn nicht? Was dann?“

„Dann findet sich eine andere Lösung.“

„Es gibt aber keine Lösung. Menschen essen Menschen!“

Ihre Worte berührten mich. Ich verstand das Problem nicht. Sie hatte Angst. Furcht lässt Menschen seltsame Dinge tun und glauben. Womöglich befand sie sich nur im falschen Winkel der Welt?

„Ich habe furchtbare Angst“, wisperte sie hastig. „Ich dachte, wenn ich dich finde und du alles aufschreibst, dann wird die Angst weniger.“

„Wird sie aber nicht“, stellte ich fest. Offensichtlich. Das Mädchen neben mir war kurz davor zu hyperventilieren. Sie musste ungefähr so alt sein wie ich. Siebzehn, vielleicht ein, zwei Jahre mehr. Bei jeder meiner Bewegungen zuckte sie zusammen, als befürchtete sie, ich würde mich rücksichtslos auf sie stürzen.

„Schreib über mich“, sagte sie rau. „Schreib einfach über mich.“

„Damit die Angst weniger wird?“, fragte ich zögernd.

„Damit sie mir nicht wieder alles wegnehmen können.“

„Wer?“

„Ich weiß es nicht!“ Urplötzlich war sie auf den Beinen und ich rutschte ein Stück von ihr ab. Nur für den Fall. Nur, falls sie die Kontrolle vollständig verlieren sollte. „Ich weiß nichts, hörst du? Ich weiß nichts mehr. Ich bin nur hier und ich wünschte, es wäre anders. Ich wünschte, ich könnte einfach irgendwohin und würde ankommen.“

„Wir könnten gemeinsam ...“

„Sie bringen mich um!“, kreischte sie und fuhr sich mit beiden Händen in das wirre, ungepflegte Haar. „Du verstehst das nicht. Sie töten mich. Wenn sie nicht, dann die anderen, und wenn die anderen nicht, dann die nächsten. Sie kommen. Sie kommen, um mich zu holen. Sie werden mich finden. Jeder wird mich finden! Wo sollte ich auch hin? Wo soll ich denn noch hin? Vielleicht töten sie mich, während ich schlafe. Vielleicht ist meine Geschichte jetzt

schon vorbei und ich sterbe, während ich hier schlafe.“

„Du musst schlafen“, spreche ich das Offensichtliche aus.

„Ich darf aber nicht“, sagte sie zittrig. „Wenn ich schlafe, kommen sie.“

„Nur, wenn du schläfst?“, fragte ich konzentriert und versuchte krampfhaft, aus ihren wirren Informationen ein Bild zu basteln. Es entzog sich mir mit jedem Gedanken mehr.

„Immer!“

„Aber du willst wach sein, um vor ihnen weglaufen zu können“, rate ich.

Unruhig beginnt sie auf und ab zu laufen. „Ich muss aufwachen“, wisperte sie. „Ich muss aufwachen!“

„Was ist los?“, wiederholte ich. Goss ungewollt Öl ins Feuer.

„Ich erinnere mich nicht!“, kreischte sie und riss sich an den knotigen, schwarzen Haaren. „Ich weiß gar nichts mehr, verstehst du das nicht? Ich könnte genauso gut nicht existieren, da wüsste ich genauso viel.“

„Wonach suchst du?“

„Ich weiß es nicht!“

Vorsichtig kam ich auf die Beine, die Arme gehoben, und entfernte mich weit genug von der Steilküste, damit sie mich nicht versehentlich in die Tiefe stoßen konnte. Mit ihrer Panik schien das Meer zu wachsen, sich aufzublasen und zu explodieren. Die Gischt leckt mir rau über die Wangen, dabei tobt sie Meter unter uns. „Wie ist dein Name?“, fragte ich.

„Ich weiß es doch nicht.“ Tränen standen ihr in den Augen. „Caressa. Aber ich weiß nicht, ob ich so heiße. Ich weiß es doch nicht.“

„Celina“, sagte ich und bot ihr zögern meine Hand an. Sie schlug nicht ein.

„Schau, egal, was passiert, du weißt, dass ich Celina heiße und du weißt, dass, bei allem, was du tust, du nie allein sein wirst, weil ich es aufschreibe. Wir machen das gemeinsam.“

„Aber du kannst doch nichts tun“, schluchzte sie.

„Ich kann dir sagen, dass ich Celina heiße und über dich schreiben werde.“

„Und dann?“ Ihre Stimme überschlug sich. „Was dann?“

„Das wird sich zeigen.“

„Das ist nicht genug“, sagte Caressa rau. „Das war nie genug. Es zeigt sich nie. Es kommt nur. Es kommt und dann frisst es dich und dann erinnerst du dich nicht einmal mehr an deinen Namen.“

Hastig fuhr sie sich mit beiden Händen über das schmutzige Gesicht.

Obwohl ich ahnte, dass ich keine Antwort erhalten würde, stellte ich die Frage dennoch: „Wer zeigt sich nie?“

„Ich weiß es nicht!“, kreischte Caressa. Ihre Stimme hallte bis weiter über das Meer, verlor sich dort und seufzte die bitterschmerzende Hilflosigkeit aus.

„Ich weiß nichts mehr. Ich bin am Leben. Noch. Aber wie lange noch? Ich weiß es nicht.“

„Ich bleibe bei dir“, versprach ich ihr.

„Woher soll ich wissen, dass das nicht nur ein Traum ist?“

„Das kannst du nicht wissen. Genauso wenig wie ich. Aber sobald dieses Buch fertig ist, haben wir beide eine Sache, an der wir uns festhalten können.“

Atemlose Stille. Wir starren einander an und ich warte darauf, dass Caressa erneut die Kontrolle verliert. Sie schlingt die dünnen Arme um ihren Körper.

„Ich will nur, dass es alles vorbeigeht und ich mich daran erinnern darf.“

„Es wird vorbeigehen“, versprach ich ihr.

„Was macht dich da so sicher?“, flüsterte sie rau.

„Weil nichts ewig dauert“, sagte ich achselzuckend. „So ist das nun einmal. Nichts ist für die Ewigkeit.“

„Wenn ich am Ende sterbe und es deswegen vorbei ist, was dann?“, fragte sie mich hastig.

Unruhig wippte ich auf meinen Ballen auf und ab. „Dann wärest du tot“, sage ich langsam.

„Und dann?“, rief Caressa aus. „Was dann? Was dann? Was passiert dann?“

„Das weiß niemand“, antwortete ich zögernd. „Niemand weiß, was genau nach dem Leben kommt.“

„Was, wenn ich dann ewig dort wandere? Wenn sie mich für immer verfolgen und die Sonne nie wieder zu scheinen beginnt und sie mich dazu zwingen, für immer dort zu bleiben? Selbst wenn ich tot bin? Was dann?“

Ich räusperte mich. „Dann müsste ich lernen, so zu schreiben, dass es sich verändert.“

„Was meinst du?“, flüsterte sie.

Angespannt hob ich die Schultern. Ich wusste es nicht. Das war eine Möglichkeit, die Vladimir zu Beginn meiner Reise eröffnete und die ich seit jeher von mir schob. Ich protokollierte. Gut genug, um in eine Geschichte einzugreifen, um sie zu verbessern, war ich noch lange nicht. Die ehrlichsten Erzählungen sind die besten und ich fürchte mich davor, von diesem Weg abzuweichen. Ich müsste ein Teil dieser Geschichten werden, um sie im

Guten beeinflussen zu können, und ich wüsste nicht wie. In wenigen Tagen würde meine Schulzeit enden und ich sollte dazu übergehen, mich auf die Klausuren vorzubereiten. Es wäre falsch, alle Kraft dahinein zu investieren, jemandem zu helfen, der in meiner Welt nicht existierte.

Caressa standen Tränen in den Augen. Sie zitterte am ganzen Körper.

Womöglich würde dieses eine Mal ein Buch nicht genügen, um die Reise zu dokumentieren. Womöglich bräuchte es mich.

Wir standen einander gegenüber und zitterte am ganzen Körper.

„Wir finden eine Lösung“, schwor ich ihr. „Ganz sicher.“

„Und wenn nicht?“

Ich verschränkte die Arme vor der Brust. An diese Möglichkeit zu denken, verbot ich mir.

„Es ist alles explodiert“, flüsterte sie hastig. Das Meer leckte die steilen Felswände hinauf, wuchs über sich hinaus, als wolle es erst Ruhe geben, wenn es uns verschlungen hat. „Dann zog die Wolke auf. Atomkraftwerke, Stromleitungen. Alles, was den Menschen ausmacht, es ist gestorben.“

„Daran erinnerst du dich?“, fragte ich.

Ruckartig schüttelte sie den Kopf. „Sie erzählen es. Sie erzählen es alle. Nun sind sie tot. Niemand erzählt mehr. Sie sind alle tot.“

„Es wird sich eine Lösung finden“, versprach ich ihr. „Ich schreibe über dich. Ich schreibe über dich, so lang du das möchtest.“

Langsam hob sie den Blick und sah mir direkt in die Augen. „Was, wenn das nicht genügt?“

„Es wird genügen“, versprach ich und wusste nicht, woher ich diese Zuversicht nahm. Wenn ich schrieb, war es ein heilender Prozess. Ich brachte Licht ins Dunkel. Mit ihnen gemeinsam wuchs ich über mich hinaus.

Unmöglich, dass zwischen den Seiten niemandem geholfen wird.

„Ich weiß nichts mehr“, wiederholte Caressa fahrig. „Ich weiß nichts mehr. Ich will nur zurück. Ich will nur zurück nach Hause.“

„Und du hast keine Ahnung, wo es sein könnte?“

Angespannt hob Caressa die Schultern. „Ich gehe gen Süden“, sagte sie. „Ich weiß nicht, was mich dort erwartet.“

„Es wird sich zeigen“, versuchte ich sie aufzuheitern. Ihr eine Perspektive für die Zukunft zu geben, so schwammig sie auch sein mochte.

Schniefend wischte Caressa sich über die Nase. „Ich habe Angst“, vertraute sie mir wispernd an. „Nie in meinem Leben habe ich mich mehr gefürchtet.“

„Wir finden eine Lösung“, wiederholte ich.

„Und wenn nicht?“ Die gewisperten Worte verloren sich im Wind. Ich hatte geblinzelt. Caressa war verschwunden. Als hätte es sie nie gegeben. Zittrig atmete ich aus und starrte auf die tobenden Wellen. Ihren Zorn hatte Caressa hiergelassen. Ihre Verzweiflung hing in der Luft, ich glaubte, sie greifen zu können. Sie erinnerte mich an meine eigene.

Langsam wich ich weiter von der Kante zurück. Die abrupte Einsamkeit verwirrte mich. Als wäre jemand mitten in einem Wortgefecht aus dem Raum gestürmt. Völlig irrational. In diesem Fall unerklärlich. Ich bildete mir ein, in der Ferne Krähen zu hören. Ihr Krächzen hallte über die Wellen des Ozeans, als wäre es das natürlichste der Welt.

Ein leises Rascheln ließ mich herumzucken. Zwischen Bäumen, die ich nicht wahrgenommen hatte, den letzten Ausläufen des dunklen, dichten Waldes, stand eine junge Frau, einen Arm locker über ihren Bauch gelegt, den anderen an ihrer Seite hinabhängen. Ohne zu zögern, könnte man sie ablichten. Binnen dieses Wimpernschlags, in genau diesem Moment. Das blonde Haar wehte im Wind, die grünen Augen glühten intensiv. Ein winziges, emotionsloses Lächeln umspielte ihre vollen, rosa Lippen. Langsam hob sie den Kopf. Sie sagte kein Wort. Wir betrachteten einander nur, als versuchten wir ein und dasselbe Rätsel zu lösen.

Keuchend fuhr ich aus dem Schlaf auf, das Krächzen der Krähen im Ohr, das Tosen der Wellen und diesen unerklärlich perfekten Anblick einer fremden Frau vor Augen. Man hatte sie für das Cover renommierter Zeitschriften geboren, zweifelsohne. Ihre Erscheinung wurde von Caressas bebendem Flehen in den Hintergrund gedrängt.

Mir war heiß und kalt zugleich und ich wusste nicht wohin. Ich wusste nichts mehr, während ich an die Decke starrte und die wenigen Fetzen, die Caressa hervorgebracht hatte, Revue passieren ließ. Ein ödes Bild von Irrsinn und Verzweiflung zeichnete sich, untermalt von einer orangen, brennenden Sonne, die für niemandes Wohlergehen verantwortlich sein wollte. Die das Spotlight bildete für einen bitteren Überlebenskampf. Sobald ich dieses Buch zu schreiben beginnen würde, unwiderruflich wagte ich mich aus meiner Komfortzone heraus.

Wann hatte ich mich zu Beginn einer Geschichte je wohl mit ihr gefühlt?  
Wann war ich ihnen je von Anfang an nah gewesen.



Es musste nichts bedeuten, dass die Zweifel mich zerfraßen. Es hatte kein Gewicht, dass ich mich kopfüber in alles andere stürzen sollte. In meinen Mittelstufenabschluss am Klavier. In mein anstehendes Abitur. In alles, was mein Leben tatsächlich formen würde und unwiderruflich Teil meiner Zukunft werden würde.

Während Caressa der Luxus eines nächsten Monats, eines nächsten Jahres womöglich verwehrt blieb. Ich kann nicht in Worte fassen, als was ich mich verstand. Womöglich als helfende Hand. Als Beistand in finsterster Nacht. Seit ich denken konnte, wollte ich helfen. Caressa war ein Mensch wie jeder andere. Nur konnte niemand außer mir sie hören. Niemand außer mir wusste ihr nahe zu sein.

In meiner Welt.

Ich blieb im Bett, streckte mich nur in Richtung meines Schreibtischs, und zog mir den Laptop heran.

Zu Beginn war es einfach. Während der ersten Reihen. Der Startschuss fiel stets auf die gleiche Weise. Sie besuchten mich, sie sprachen mit mir, sie baten mich darum, ihre Geschichten festzuhalten. Ich war ihre Hand in einer anderen Dimension, die ihnen fadenscheinige, neue Möglichkeiten eröffnete. Zumindest aber ihre Leben mit jedem teilte, der bereit war, sich fallen zu lassen und die Augen zu öffnen. Der mutig genug war, um zuzuhören. Unverfälscht zu lauschen, die bittere Wahrheit auf sich wirken zu lassen, die mich erdolchte wie jede Seele, die sie durchleben musste.

Sie waren bei mir, saßen in meinem Herzen, stahlen sich in meinen Verstand und wisperten mir die Worte zu, die sie zu sagen hatten. Malten mir die Welten, die ich mir in meinen kühnsten Träumen nicht hätte vorstellen können, und überraschten mich Mal um Mal. Manchmal wirkten ihre Wege verworren, und so brennend ich mich anfangs darüber ärgerte, begriff ich nach Cathrins Weg, dass der rote Faden sich manchmal erst erschloss, wenn die Geschichte endete. Manche kamen nie zum Abschluss. Manches würde sich mir nie gänzlich erschließen und ich, zumindest ich allein, nahm es hin. Ich begegnete Caressa kein weiteres Mal in meinen Träumen. Sie jagte mich dringlicher durch ihr Leben als jede Seele vor ihr. Mir wurde keine Atempause gelassen. Mir schmerzten die Unterarme und die Finger. Ich sollte für mein Abitur lernen und brachte die Trilogie ihres Weges zu Papier, bis ich mich ausgelaugt fühlte. Bis ich beinahe keine Luft mehr bekam, keine Zeit zum Träumen blieb und alles um mich herum zu einer greifbaren Unwirklichkeit

verschwomm. In jeder freien Minute hatte ich Caressa vor Augen, ihr Flehen, ihr Bitten, und in jeder freien Sekunde arbeitete ich weiter. Schrieb mehr als ich je geglaubt hätte, dass ich schreiben könnte.

Knapp drei Wochen pro Buch. Zwischen den Kapiteln des dritten Bandes absolvierte ich meine Abiturprüfungen. Am Ende ihrer Erzählung schloss ich meinen Mittelstufenabschluss ab.

Je intensiver ich in Caressas Welt eintauchte, je verzweifelter ich versuchte, eizugreifen und ihr zu helfen, desto bewusster wurde mir, dass ich ein Nichts dort war. Eine Marionette. Ein stumpfer Erzähler, der nicht einmal in der Lage dazu wäre, die richtigen Worte selbst zu wählen. Cathrin beschrieb mich bei Zeiten als Schatten, der Vladimir zu ihr begleitet hatte. Wie Recht sie hatte, musste ich mir erst während Caressas Geschichte eingestehen.

Ich kehrte nicht in das Traumland zurück, weil ich ihm des Tags entflo. Für meinen ruhigen Schlaf opferte ich jeden wachen, realitätsnahen Gedanken. Während ich spazieren ging, die Musik in meinen Ohren donnernd, die mich mit jedem Ton, jeder Melodie an Caressa erinnerte, hatte ich nur sie vor Augen.

Nur ihr Bitten, die Geschichte mit ihr gemeinsam zu ende zu bringen. Sie nicht allein zu lassen. Alles aufzuzeichnen, was sie mir zu geben hatte, die Geheimnisse, die Tücken, die Intrigen mit ihr gemeinsam aufzudecken.

Es war heiß. Der Sommer tat das Beste, um mich auszuwringen und ich setzte mich auf den alten Stamm an dem ausgetrockneten Graben neben dem Feld. Die Sonne plärrte und ich suchte Schutz unter dem dichten Blätterdach eines nahestehenden Baumes. Während ich dort saß, mir der Schweiß den Rücken hinabrann, ahnte ich, wie ihre Geschichte enden würde, und fürchtete mich davor, die letzten Sätze zu Papier zu bringen. Weil, sobald ich sie geschrieben hatte, würden sie unwiderruflich wahr werden. In meiner Welt.

Unterstreichen, was in ihrer geschehen war. Ich fühlte mich feige und vergrub das Gesicht in den Händen. An das Lied, das spielte, erinnere ich mich nicht. An kein Geräusch um mich herum, an keine Bewegung. Kein scharfes Bild. Wann immer ich mehr schrieb, als ich im Herzen ertragen konnte, wurde alles andere um mich herum unwichtig und rückte in weite Ferne. Ich machte diese Erfahrung in dem Sommer von 2017 das erste Mal. Man hatte mich in eine Seifenblase gelockt, die zwischen den Welten schwebte und mich keine von beiden erreichen ließ. Ich war hilfloser und belangloser denn je.

Während ich tief einatmend den Kopf in den Nacken legte, begegnete ich Benjamin das erste Mal auf eine Weise, die ihn greifbar für mich machte. Benjamin, Moreen, Dante, Capatio, Echnaton, Brutus, wie er sich auch über die Jahre nennen sollte, wie sein Name auch von Reihe zu Reihe, von Schützling zu Schützling wechselte, er war mir am nächsten. Von Beginn an ohne dass ich es begriff.

Die Male, die ich ihm bereits begegnet war durch die Augen von Vladimir, Cathrin, Raysiel, durch Caressa, hatte er mich das Fürchten gelehrt. Alles, was ich in ihm sah, war ein Foltermeister, der sein Handwerk auf eine völlig neue Ebene hob. Benjamin war mir in seinem Tun nicht unähnlich. Was auch geschah, er dokumentierte es. In seiner Welt. Lediglich eines hatte er mir voraus: Ihm war es möglich, in das Geschehen einzugreifen. Während ich mich selbst aufopferte für nichts und wieder nichts, wurden seine Mahnungen gehört, während sich meine im Wind verloren. Die einzige Macht, die ich besaß, war, dass ich über sie schrieb. Über jeden von ihnen. Dass sie es wussten und, bewusst oder nicht, versuchten, sich von ihrer wahrhaftigsten Seite zu zeigen. Von der Seite, die sie an sich selbst sehen wollten.

Benjamin war ihre Nemesis, trieb sie vor sich her wie Vieh, ein Ziel vor Augen, das ich erst Jahre später begriff. Sobald ich verstand, wofür Benjamin opferte, was ihm, was mir, was ihnen lieb und teuer war, stand ich fest an seiner Seite. Unterstützte ihn in seinem Tun.

Womöglich war Benjamin das bewusst, als er sich einen Weg bahnte, von dem ich nicht wusste, dass er existierte. Für mich gab es einen ganz klaren Dreh- und Angelpunkt: meine Traumwelt. Dort existierten sie, dort existierte ich. Nachdem wir das erste, zarte Band zwischen uns knüpfen konnten, griffen wir es von Sitzung zu Sitzung wieder auf und stärkten es, bis wir einander realer waren als alles, was uns am nächsten war.

Benjamin durchbrach dieses Muster. Er überschritt eine unsichtbare Grenze und suchte mich auf, während ich hellwach war, völlig ausgelaugt und überarbeitet, um den Träumen längstmöglich zu entfliehen.

Er begrüßte mich nicht, er stellte sich nicht vor. Ich hatte ihn bereits kennengelernt. Als Echnaton, als Capatio. In seinen furchtbarsten, rücksichtslosesten und blutrünstigsten Phasen. In seinen weisesten und entschiedensten Momenten. „Warum tust du nichts?“, fragte er mich, während er vor meinen Augen die Hülle des alten Mannes, den Schatten

seiner letzten Phase von sich abfallen ließ und mir als derjenige gegenübertrat, der am liebsten war. Mit dem er sich am wohlsten fühlte und an den er die versöhnlichsten Erinnerungen geknüpft hatte.

Ich war perplex. Ich wusste nichts zu sagen. Soweit ich mich erinnere, befand sich niemand in meiner unmittelbaren Nähe und trotzdem weigerte ich mich, den Mund zu öffnen, um mit jemandem zu sprechen, den niemand außer mir sehen konnte. Es befand sich ein schmaler Grad zwischen akzeptierten und gefürchteten Wahnsinn. Ich weigere mich bis heute, ihn zu verlassen.

„Das Mädchen wir sich selbst zum Opfer fallen. Ich benötige sie.“

„Greif selbst ein“, dachte ich, erschöpft, überhitzt, am Rande dessen, was ich auf mich nehmen könnte.

Benjamin hob ruckartig das Kinn. Als hätte er mich gehört. Träge blinzelte ich. Womöglich wäre mir diese Unterredung unheimlicher erschienen, wenn ich sie tatsächlich realisiert hätte. Aber mir war heiß. Mein Körper fühlte sich an, als hätte man jede Energie aus ihm gesaugt, und ich konnte nicht mehr klar denken. Alles prasselte auf mich ein, alles auf einmal, und jeder würde zweifelsohne behaupten, dass nichts davon wahr war. Weil sie es erst sehen konnten, wenn ich es ihnen überreichte. In Papierform. Gebannt in ausdruckslose Zeichen.

„Ich habe meine eigenen Aufgaben zu erfüllen. Das liegt in deinem Ermessen. Ich bin kein Teil von Caressas Geschichte.“

„Du hast sie bis in den Wahnsinn getrieben“, spottete ich. „Ich kenne kaum eine Handvoll Menschen, die unverzichtbarer für sie wären als du.“

Benjamin wiegte nachdenklich den Kopf. „Ich habe in ihr Schicksal einmal zu oft eingegriffen“, sagte er. „Es gibt Regeln und die sollten wir befolgen.“

„Und?“ Erschöpft hob ich die Schultern. „Was erwartest du, das ich tue? Dich in das Geschehen reinschreiben?“ Ich rollte die Augen. „Das kann ich nicht. Ich habe nicht die richtigen Worte.“ Protokollieren? Ja. Ich verstand es bis in seinen letzten Winkel, bis in die letzte, wimmernde Facette meiner eigenen Seele. Selbst zu schreiben? Ich blieb bei dem, was ich Vladimir fünf Jahre zuvor schwor. Ich könne kein Buch schreiben. Ich wüsste nicht wie.

„Du willst es nicht“, sagte Benjamin. „Aber du bist dazu in der Lage, mehr als ich es bin.“

„Das ist Schwachsinn“, murmelte ich, während ein heißer Windstoß über mich hinwegfegte. „Ich gehöre nicht in diese Welt.“

„Sagst du.“

„Ich weiß es.“ In diesem Sommer hatte ich alles für Caressas Geschichte riskiert und auch, wenn ich wusste, dass ich gut war, dass ich für ein gutes Ergebnis nicht meine Aufzeichnungen durchwühlen musste, hasste ich mich für diese Entscheidung. Zu jeder Zeit hatte ich versucht, normal zu wirken. In diesem Sommer hatte ich Caressa über mich selbst gestellt mit der Ignoranz einer Person, die recht genau wusste, wozu sie fähig war, wenn sie noch so wenig für die Leistungen tat. Die aber ebenso wusste, dass sie es sich nie verzeihen könnte, wenn das Endergebnis dieser Prioritätensetzung wegen vernichtend würde.

„Du bist Teil davon“, beharrte Benjamin. „Wenn du es zulassen würdest, könntest du diese Geschichte kontrollieren. Du könntest entscheiden, wem du eine Bühne bieten willst.“

„Es würde unehrlich werden“, sagte ich. „Warum sollte ich schreiben, wenn ich das gleiche tue wie jeder andere Autor? Ich bin nicht hier, um zu lügen. Ich lüge jede wache Stunde. Zumindest auf dem Papier möchte ich ehrlich sein.“

„Du müsstest es nicht verfälschen.“

„Sobald ich eingreife, mache ich alles kaputt. Ich kenne die richtigen Worte nicht.“

„Sie kommen aus dir.“

„Ich kann es aber nicht.“

Benjamin betrachtete mich eingehend aus den grauen, nachdenklichen Augen, die auf die übelste Weise alterten. „Denk an meine Worte, wenn es endet“, sagte er. „Du musst es nicht hinnehmen. Was du aus diesem Blickwinkel schreibst, wird erst vollkommen sein, wenn du mutig genug bist, mit mir zusammenzuarbeiten.“

Benjamin stellte mich vor die schwerste Wahl seit Vladimir. Nur wollte er mich nicht davon überzeugen, ein Buch zu verfassen. Er verlangte von mir, dass ich einen Schritt weiter ging. Dass ich der Geschichte meinen eigenen Stempel aufdrückte und mich verhielt, als wäre ich Teil davon. Als hätte ich ein Mitspracherecht.

Er stellte mich vor die Wahl und als Caressas Reihe endete, tat ich es Benjamin gleich. Ich führte mir vor Augen, wozu ich fähig war und wozu nicht. Ich nannte mir all die Rollen, die ich einnehmen konnte, ohne zu ahnen, dass ich nur ein Bruchteil des Tatsächlichen sah.

Ich saß auf dem Sofa. Die Nachrichten liefen. Meine Finger verharrten auf der Tastatur und ich wusste, würde ich das Dokument jetzt schließen, würde ich dieses Ende akzeptieren, wäre ich niemals mutig genug, es je wieder in Frage zu stellen. Mir war eiskalt, als ich einen Epilog eröffnete. Als ich die Worte in mir selbst suchte und sie fand, wenige nur, Bruchteile, Ideen, Fetzen, die mir bereits auf einer Busfahrt Wochen zuvor gekommen waren, die ich aber nie erwartet hätte zu benötigen. Der Puls donnerte mir in den Ohren und meine Sicht verschwand. Ich öffnete Benjamin eine Hintertür in die Geschichte und er schenkte Caressa einen Strick, an dem sie sich entlanghangeln konnte. Was ich schrieb, es kam aus mir. Es fühlte sich an wie ein Fremdkörper, wie ein schwarzer Fleck, deplatziert, auf einem wunderschönen Gemälde, und als ich den letzten Satz verfasste, fügte es sich ein. Alles. Wurde zu einem homogenen Bildnis, das mich mit einer tiefen Befriedigung erfüllte. Ich malte mir aus, wie Benjamin mir knapp zunickte. Sie alle, ganz gleich ob Cathrin oder Caressa, Chrona oder Anastasia, identifizierten ihn als Grauen Mann. Als jemanden, dem nicht zu trauen war, weil er stets die Oberhand behielt. Versuchte man, sie ihm zu brechen, verlor man jeden einzelnen Finger. In diesen wenigen Momenten, während der Sprecher die Tagesereignisse knapp ausführte, fühlte ich mich, als hätte ich ihre Angst verraten, und gleichzeitig als hätte ich das einzig Richtige getan. Damals glaubte ich, ich wäre einen Pakt mit dem Grauen Mann eingegangen. Heute weiß ich, dass es andersherum war. Nicht ich tat den ersten Schritt, sondern er. Nicht Benjamin beendete diese Geschichte, ich war es. Immer. Selbst als es dazu kam, Abschied zu nehmen. Endgültig. Auf eine vernichtende Art und Weise, die ich mir an diesem Tag nicht hätte ausmalen können.

Als ich das Dokument abspeicherte und schloss, im Endeffekt war ich glücklich. Zufrieden. Es hatte sich gelohnt. Ich hatte nicht zu viel gewagt. Ich hatte getan, was getan werden musste.

Und als ich schlafen ging, rief Benjamin mich zu sich.

Er hatte sich einen angenehmen Winkel der Traumwelt gewählt: einen Strand aus weißem Sand, der sich salzig duftend bis zum Horizont links, bis zum Horizont rechts erstreckte. „Hat sich das Wagnis gelohnt?“, fragte er mich ohne aufzusehen.

„Sag du es mir.“

„Die Zeit wird es zeigen.“ Mit einem knappen Nicken deutete er auf den Platz neben sich und ich folgte seiner stummen Bitte. „Wie es auch kommen mag, du hast eine starke Entscheidung getroffen.“

„Danke.“ Ich räusperte mich angestrengt und nach kurzem Zögern, kam ich seinem wortlosen Vorschlag nach. „Es hat sich seltsam angefühlt“, gestand ich. „Als würde ich etwas Verbotenes tun.“

„Du selbst hast es dir verboten“, sagte Benjamin. „Jeder außer dir versteht das unter dem Schreiben.“

„Jeder andere versteht sich auch als Autor“, spottete ich. „In meinen Augen bin ich nicht mehr als die Sekretärin am Schreibtisch.“

„Eine weise Entscheidung“, murmelte Er, meinen Blick noch immer meidend. „Die meisten Menschen fürchten sich vor diesem Schritt.“

„Einzugreifen?“

„Tatenlos zu bleiben.“

Angespannt rieb ich mir mit dem Handrücken über die Wange. „Das ist unlogisch. Dafür muss man nichts tun.“

„Eine lähmende Erfahrung“, sagte Benjamin geht. „Ich selbst habe sie gemacht und nicht die Stärke besessen, an meinen ursprünglichen Entscheidungen festzuhalten.“

„Da wären wir schon zwei.“

„Womöglich.“

Das Meer brandete unruhig an den Strand, paradiesisch schön, aber ein Wispern in sich, das mir auf unerklärliche Weise durch Mark und Bein ging.

„Du schreibst auch?“, durchbrach ich das unangenehme Schweigen schließlich.

„Nicht auf die gleiche Weise wie du?“

„Wie meinst du das?“

„Ich verfasse Memoiren.“

„Das klingt interessant.“

„Ich verfolge mit ihnen einen tiefen Sinn“, erwiderte Benjamin schlicht. Ich begleitete ihn auf die ein oder andere Weise neun Jahre, wir beendeten diese Sache gemeinsam. Einen Einblick in seine Aufzeichnungen hatte er mir nie gewährt. Jeder Mensch hütet seine Geheimnisse und dieses war ihm kostbar genug, um kein einziges Wort mehr darüber zu verlieren. Selbst als ich ihn Jahre später darum bat, einige Zeilen lesen zu dürfen, leugnete Benjamin, je einen Satz geschrieben zu haben. Je Teil einer Geschichte gewesen zu sein, die er versuchte, durch seine eigenen Aufzeichnungen zu bändigen.

„Ich nicht“, gestand ich. „Für mich ist das alles nur eine große, große Ablenkung.“

„Von dir selbst.“

„Von meinen Träumen“, sagte ich stockend.

„Von dir selbst.“

„Ich weiß nicht recht“, murmelte ich. „Durch diese Bücher habe ich mich mehr Dingen gestellt, als mir lieb gewesen wäre. Sie sind erschreckend und lähmend. Auf die ein oder andere Weise. Gemeinsam mit den anderen habe ich begonnen, die Sachverhalte neu zu beleuchten und eine Problemlösung zu finden.“

„Nüchterne Worte, die den Kern verfehlen.“

Skeptisch hob ich eine Braue. „Welchen Kern?“

„Du bist nicht hier, um zuzusehen.“

„Doch. Doch, genau das bin ich“, sagte ich. „Genau deswegen bin ich hier. Deswegen schreibe ich. Damit diejenigen eine Stimme erhalten, die ihnen sonst niemand schenken würde.“

„Wir hatten bereits ein Gespräch dieser Art. Es ist lange her.“

„Ich erinnere mich nicht.“

„Wer weiß schon, in welchem Körper diese Seele steckte und in welche Welt sie sich hoffte. Manchmal biegt das Denken falsch ab und verliert sich im eigenen Sehnen.“

Spöttisch zog ich die Brauen zusammen. Benjamin sprach von Seelen, als wären sie eigenständig denkende Facetten des Menschen. Als würden sie mehr darstellen als nur ein Sinnbild.

„Heute Mittag haben wir uns unterhalten“, räumte ich ein. „Während ich spazieren war. Plötzlich konnte ich nur noch an dich denken.“ Eine Formulierung, die seltsamer wurde, je häufiger ich sie überdachte.



„Wir sind zwei Teile eines Ganzen“, sagte Benjamin. „Nicht die einzigen. Bei Weitem nicht. Du kanntest mich, bevor du dieses Reich das erste Mal betratst. Ich schloss dir die Türen auf.“

„Nein.“ Um ein Haar hätte ich ihren Namen gesagt, dann schluckte ich ihn hinunter. „Das warst nicht du.“

„Bevor du wusstest, was es bedeutet zu träumen. Ehe du den ersten Schritt in dieses Reich wagtest, war ich an deiner Seite.“

„Ich würde mich an dich erinnern“, beharrte ich. „Wir haben uns einige Mal gesehen. Aber wir haben nie miteinander gesprochen.“

„Es ist lange her“, wiederholte Benjamin. „Ich bat dich, mich in meinem Anliegen zu unterstützen. Du stimmtest mir zu.“

Je länger wir Seite an Seite dort saßen, desto unwohler fühlte ich mich. „Da ich mich wirklich, wirklich nicht erinnern kann“, sagte ich stockend, „würdest du mir noch einmal erklären, was ich dir versprochen habe, zu tun.“

„Mein Wirken zu dokumentieren, um jeden, den ich für würdig achte, zu befreien.“

„Wovon zu befreien?“

„Vom fremden Urteil.“ Langsam drehte Benjamin die Unterarme, bis die Handflächen zum Himmel deuteten. „Niemand unterliegt seinen eigenen Entscheidungen. Aber in wenigen, glücklichen Momenten können wir selbst entscheiden, wem wir dienen wollen und wer unser Schicksal lenken soll.“ Ich blinzelte. „Wie hast du denjenigen gefunden?“

„Ich löste Versprechen ein.“

„Versprechen?“

„Anderer Menschen an mich.“ Langsam lehnte Benjamin sich zurück. „Ich stieß auf dich.“

„Mich?“, fragte ich spitz. „Du sprichst das erste Mal mit mir. Vor heute habe ich zwölf Bücher geschrieben.“

„Alle in einem Universum.“

„Was?“

„Sie alle sind Teil eines Ganzen.“

Stirnrunzelnd sah ich ihn an. „Wie meinst du das?“

„Offensichtlich.“

„Ich verstehe nicht wirklich.“

„Vladimir traf auf Cathrin, Cathrins Blut fließt durch Caressas Adern. Raysiel wacht über sie alle.“ Ein flaches Lachen entflohen Benjamin. „Zumindest an guten Tagen.“

Ein leiser Wind wisperte über den Strand und ließ mich frösteln. „Sie gehören alle zusammen?“, fragte ich stockend.

„Ich verbinde sie alle.“

„Wie?“

„Sie sind meine Herzensstücke.“

„Weil du über sie geschrieben hast“, versuchte ich auf ein Gefilde zurückzukehren, das ich verstand.

„Weil ich sie verstehe“, sagte Benjamin. „Sie alle haben etwas an sich, das mich an mich selbst erinnert und das es wert ist, bewahrt und gerettet zu werden.“

„Du bist ihr Schutzpatron?“, fragte ich zögernd und versuchte krampfhaft diese Idee mit allem, was ich bereits über den Grauen Mann erfahren hatte, zu vereinbaren. Heraus kam ein wirres Bild, das sich verzerrte und die Fratze höhnisch auf jede erdenkliche Weise verzog, wenn ich versuchte, sie aus einem neuen Winkel zu betrachten.

„Nein. Ich bin ihre Nemesis.“

„Du bist der Böse.“

„Böse ist relativ.“

„Ich weiß nie ganz, was du willst“, räumte ich ein. „Wir haben noch nicht allzu viel Zeit miteinander verbracht und ich habe dich bisher fast nur durch fremde Augen gesehen, aber nichts davon hat sich angefühlt, als wolltest du der Held sein.“

„Ich strebe das optimale Ende an, koste es, was es wolle.“

„Also bist du rücksichtslos?“

„Ich eröffne dir die Möglichkeit, mich zu verstehen, wenn wir diese Reise gemeinsam beschreiten“, sagte Benjamin. „Du kannst allein dokumentieren, was dir gezeigt wird, oder lernen, mit mir zusammenzuarbeiten.“

„Dann verfälsche ich die Geschichten.“

„Du lernst, die richtigen zu erzählen.“

„Das waren also die Falschen?“, fragte ich stockend.

„Nein“, räumte Benjamin ein. „Aber du befindest dich auf dünnem Eis. Je mehr verlorene und vergessene Seelen von dir hören, desto mehr werden sie auf dich einströmen. Die finstersten von ihnen werden sich in dich schlagen

und du bist zu jung, um sie zu ertragen.“

„Du weißt nicht, was ich aushalten kann“, sagte ich entschieden.

„Ich weiß, was die menschliche Toleranz überschreitet.“

„Zum Beispiel?“

„Greifbarer Irrsinn.“

„Falls du dir Sorgen darüber machst, dass niemand die Bücher wird lesen wollen, das musst du nicht.“ Ich hob die Schultern. „Kaum jemand nimmt sich die Zeit für sie. Diese Geschichten sind uninteressant.“

„Sie sind anders.“

„Niemand möchte sich in seiner Freizeit mit einer Wahrheit konfrontiert sehen, die er nicht einmal begreift.“

„Verstehst du, was du schreibst?“

„Ja.“ Ich lehnte mich nervös zurück und schlang beide Arme um mein rechtes Knie. „Nicht alles davon, aber viel. Je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr wird es, was zwischen den Seiten steht.“

„Es entzieht sich dem Menschen also nicht.“

„Nein, natürlich nicht.“ Stirnrunzelnd sah ich Benjamin an. „Du bist auch ein Mensch. Du musst mich nicht dümmer machen, als ich bin.“

„Ich bin kein Mensch.“

„Ach.“ Ich hob eine Braue. „Was bist du dann? Eine Hexe?“

„Eine Gotteslästerung.“

Ungläubig schnaubte ich. „Sag mir einfach, was du von mir erwartest. Diese Andeutungen, die bringen mir nichts. Ich schreibe, damit ich in aller Ruhe schlafen kann. Ich will einfach meine Ruhe haben und keine Angst, weil ich nicht weiß, was mich erwartet.“

„Die Geschichten gehen tiefer.“

„Die Geschichten sind mir egal!“, rief ich aus. „Ich schreibe sie nur. Ich erlebe sie mit, aber sie gehören nicht zu mir. Ich kann immer sagen, dass ich sie nur protokolliert habe. Heute habe ich in eine angegriffen. Zu was macht mich das?“

„Zu einem Autor.“

„Ich bin kein Autor! Ich kann keine Bücher schreiben. Ich finde nicht einmal die richtigen Worte.“

„Der Zorn eines hilflosen, kleinen Mädchens.“

„Du machst es nicht besser!“, rief ich aus. Benjamin weckte eine Hilflosigkeit in mir, von der ich geglaubt hatte, sie hinter mir gelassen zu haben. „Was

willst du von mir?“

„Deine Hilfe.“

„Welche Hilfe?“, fragte ich. „Soll ich über dich schreiben? Soll ich dir ein Gesicht geben? Was willst du von mir?“

„Du sollst mein Projekt begleiten.“

„Welches Projekt?“ Harsch lachte ich auf. „Wie du junge Menschen quälst und es einen Gefallen nennst.“

„Wie ich sie befreie.“

„Bestimmt dachte der ein oder andere in meinem Leben auch, dass er mir einen Gefallen tut. Aber, weißt du was? Das war nicht der Fall. Es war einfach nur beschissen. Das, was du da machst, das ist eine andere Form der Folter. Wenn du eine gute Begründung dafür hättest“, ich hob die Schultern, „dann wäre das in Ordnung. Dann wäre das gut. Ich würde darüber nachdenken, ob wir aus dieser ganzen Sache etwas Sinnvolles machen könnten. Aber so?“

„Wie.“

„Auf diese Weise“, sagte ich verzweifelt. „Wie soll daraus je etwas Gutes werden? Ich stehe nicht auf deiner Seite. Im Zweifel nicht.“

„Ich bat dich nie darum, dich zu positionieren.“

„Was willst du dann?“, rief ich aus.

„Dass du dein Versprechen hältst.“

„Ich erinnere mich nicht daran, dir je ein Versprechen gemacht zu haben. Ich habe nicht darum gebeten, dass ich in diesem Traumland aufwache, wann immer ich die Augen schließe. Ich wollte niemals, wirklich niemals Bücher schreiben. Ich wollte nichts von alledem. Gar nichts!“

„Nimm an, was du kannst.“

„Was tue ich hier denn die ganze Zeit?“, fauchte ich. „Ich schreibe diese Bücher, oder? Ich gebe ihnen eine Stimme. Weißt du, es kann gut sein, dass ich mir meine ganze Zukunft verbaut habe, weil ich Caressa geholfen habe, ihre verkorkste Geschichte zu erzählen. Ich hätte für mein Abi lernen sollen wie jeder normale Mensch. Ich habe drei Bücher in neun Wochen geschrieben, obwohl ich das gar nicht kann!“

„Offensichtlich bist du doch dazu in der Lage.“

„Offensichtlich. Ja.“ Ich rollte die Augen. „Und offensichtlich bin ich dazu in der Lage, in aller Ruhe in mein Biologieabitur zu gehen, obwohl ich mir als Vorbereitung fünf Youtubevideos angesehen habe.“

„Du warst gut genug.“

„Woher willst du das wissen?“, rief ich aus. „Du bist nicht real. Ich bin real. Ich bin die, die diese Bücher schreiben muss und sich wird rechtfertigen müssen, sobald die Ergebnisse raus sind und einfach nur schlecht sind.“

„Sie werden nicht schlecht sein.“

„Wie kannst du dir so sicher sein?“ Ich wollte ihm glauben. Mit allem, was ich in mir hatte, wollte ich Benjamin glauben, dass ich nichts verspielt hatte, dass ich in der Lage dazu war, mich aufzuteilen, diese Geschichten schreiben zu können und nur mit meinen Erfahrungen, meinen Emotionen und meiner Einsamkeit bezahlen zu müssen.

„Du bist dir sicher.“

„Ich war mir sicher“, schnaubte ich. „Jetzt weiß ich gar nichts mehr.“

„Du bist gut genug“, sagte Benjamin wegwerfend. „Du weißt es selbst.“ Um ein Haar hätte ich den Mund geöffnet und mich gehen lassen. Mich vollständig in Caessas blinder, wütender Hilflosigkeit verloren, die auf das Nichtwissen pochte.

„Was willst du von mir?“, wiederholte ich leise. „Dass ich bis ans Ende meiner Tage für dich Bücher schreibe? Oder für deine Schützlinge? Das kann ich nicht.“

„Es sind dreizehn Reihen.“

„Oh, Unglück soll ja immer gut sein“, spottete ich.

„Drei davon hast du beendet.“

„Vier“, sagte ich heftig. „Vladimirs Geschichte, Cathrins Geschichte, Raysiels und Caessas Abenteuer.“

„Vladimirs Weg pausiert lediglich.“

Mein Herz machte einen Satz. Hoffnungsfroh. Ich schluckte die Regung hinunter, ehe sie sich gegen mich wenden konnte. „Ich habe dafür keine Zeit“, wiederholte ich. „Falls ich das Abi wirklich nicht verhauen haben sollte – und da steht ein gigantisches Sollte im Raum – fange ich an zu studieren. Ich will nicht mehr der Freak sein, der allein in seinem Zimmer sitzt. Ich möchte Freunde haben, echte Freunde, mit denen ich Zeit verbringen kann und die mich schätzen und die mich verstehen. Ich will nicht mehr verrückt sein.“

„Du bist nicht verrückt.“

Mir brannte ein Kloß im Hals, den ich nicht hinunterschlucken konnte. „Ich sitze hier und spreche mit dir“, flüsterte ich. „Natürlich bin ich verrückt.“

„Du siehst die Dinge anders. Du siehst mehr.“

„Wer mehr sieht, ist verrückt“, erwiderte ich heftig. „Wer revolutionäre Ideen hat, ist irre.“

„Schreibe die Bücher und plane sie vor.“

„Was?“

„Beweis deinen Wahnsinn und bau auf ihn.“

„Ich will nicht mehr verrückt sein!“, rief ich aus. „Am liebsten würde ich sofort aufhören mit dem Schreiben.“

„Warum tust du es nicht?“, fragte Benjamin und sah mir ernsthaft in die Augen. „Ein Schwur kann gebrochen werden. Das eigene Gewissen ist das einzige Hindernis.“

„Weil ich mich vor dem Träumen fürchte“, wisperte ich hilflos.

„Du träumst heute nur nicht, weil du glaubst, dem entkommen zu können. Es ist deine Entscheidung.“

„Ich habe einfach alles, was ich verarbeiten kann, am Tag verarbeitet“, sagte ich. „Das eine hat mit dem anderen nichts zu tun.“

„Es hängt alles unwiderruflich zusammen.“

„Dreizehn Reihen!“, rief ich aus. „Damit wäre ich frühestens mit dreißig Jahren fertig. Frühestens! Bis dahin würde ich mich weiterhin ins Exil begeben.“

„Das hast du nie getan.“

„Natürlich habe ich das getan“, sagte ich ungläubig. „Jeden, den ich kannte, habe ich von mir ferngehalten. Niemand kennt mich wirklich. Niemand weiß so richtig, was ich tue.“

„Das ist nicht die Schuld dieser Welt.“

„Wessen dann?“, fragte ich unwirsch. „Meine eigene?“

„Natürlich.“

Benjamin brachte dieses eine Wort mit einer Selbstverständlichkeit über die Lippen, die mir die Tränen in die Augen trieb.

„Ich habe heute in eine Geschichte eingegriffen“, sagte ich rau. „Das ist genug für einen Tag.“

„Womöglich wirst du eines Tages bereit sein für dieses Gespräch.“

„Womöglich“, flüsterte ich. „Heute nicht. Ich will nur schlafen ohne zu träumen.“

„Solange du glaubst, träumen zu müssen, wirst du es tun.“

Schweigend zog ich das zweite Bein nach und bettete mein Kinn darauf. Das Bild war idyllisch, schattenumwoben, aber wunderschön. „Je weiter ich gehe, desto dunkler wird es“, stellte ich fest.

„In den äußersten Winkeln lauern Gestalten, die du dir heute nicht ausmalen kannst“, pflichtete Benjamin mir bei.

„Vermutlich.“ Angestrengt räusperte ich mich. „Wir sehen uns bestimmt oft noch.“

„Bestimmt“, sagte Benjamin und schenkte mir ein schmallippiges Lächeln.

„Deine Furcht macht dich schwach.“

„Dann ist das so.“ Angestrengt hob ich die Schultern. „In den letzten Jahren habe ich Menschen gesehen, die mir viel bedeutet haben. Ich habe sie verraten, ich habe sie verleugnet, ich habe getötet. Das alles, ohne dass ich es je getan habe. Denkst du nicht, dass das Grund genug ist, um sich fürchten.“

„Du kratzt nur an der Oberfläche.“

„Ich weiß“, sagte ich und nicht mehr als ein gepresstes Wispern wollte sich bilden. „Das weiß ich. Und genau davor habe ich Angst.“

„Öffne dich den Möglichkeiten.“

„Also dir?“

„Wir sollten zusammenarbeiten.“

„Zu welchem Zweck?“

„Um sie alle zu befreien.“

„Wovon?“, wisperte ich. „Wovon denn bitte? Sie existieren in meiner Welt nicht einmal. Ich kann für sie genau so lange etwas tun, während ich über sie schreibe und danach“, ich stockte, „habe ich sie unwiderruflich ausgeliefert.“

Danach habe ich sie nackt an den Pranger gestellt und warte darauf, dass Leser, die sie nicht einmal verstehen wollen, mit Tomaten auf sie werfen.“

„Von allem, was danach kommt.“ Benjamin lehnte sich zurück auf seine Ellbogen und schien die Sonne zu genießen, die hier nicht schien. „Nach Ende der Geschichte glauben sie weiterhin, die Fäden in den Händen halten zu können. Dabei war das nie der Fall. Am losgelöstesten waren sie, während du über sie geschrieben hast. Deine Anwesenheit schaltete das Schicksal aus.“

„Das ist doch Quatsch“, schnaubte ich.

„Es ist die einzige Wahrheit, die jemals zählte.“ Benjamin schenkte mir ein kleines Lächeln. „Denk darüber nach. Triff keine übereilte Entscheidung. Die nächste Geschichte möchte geschrieben werden. Genieß es, solange es erträglich ist.“

„Wenn es nicht mehr erträglich ist“, sagte ich, „was dann? Holst du mich dann raus?“

„Dann sollten wir zusammenhalten. Ich kenne sie alle. Jeden Teil von ihnen.“

„Ich bin nur der Protokollant.“

„Es geht nicht um Kontrolle“, sagte Benjamin nachdenklich. „Wir suchen nach einer Lösung. Gemeinsam.“

„Für eine Sache, die ich nicht verstehe.“

„Das wirst du“, sagte Benjamin. „Sobald du bereit dazu bist.“

„Du glaubst nicht, dass es schon so weit ist.“

Nachdenklich wiegte er den Kopf. „Heute nicht. Heute bist du überall mit deinen Gedanken, nur nicht bei mir.“

„Ich bin hier“, sprach ich das Offensichtliche aus. „Ich wünschte nur, es wäre anders.“

„Von Zeit zu Zeit kann ich es dir nicht verübeln.“

„Lässt du mich also gehen?“, fragte ich steif. „Ich habe genug getan, um nicht träumen zu müssen. Ich habe es mir verdient, einfach schlafen gehen zu können, ohne an irgendwen oder irgendwas denken zu müssen.“

„Am Ende des Tages kehrst du immer hierher zurück.“

„Aber nicht am Ende dieses Tages“, beharrte ich verzweifelt.

Eine winzige Ewigkeit schwieg Benjamin, dann nickte er bestätigend. „Nicht am Ende dieses Tages.“

Er entließ mich und ich schreckte aus dem Traum auf. Eine furchtbare Leere ging mir durch den Körper. Ich zitterte. Überall. Schweigend öffnete ich meinen Laptop und rief das letzte Buch auf, das ich geschrieben hatte. In Caressas Auftrag. Ich markierte den Zusatz, den ich verfasst hatte. Meine Finger zitterten unkontrolliert, während ich auf das blaue Feld starrte. Nur einen Klick, eine Tastenkombination. Mehr brauchte es nicht und mein Fehler wäre ausgeradiert.

Ich schwitzte, als lief ich einen Marathon, atmete schwer, als versuchte ich, mich aus meinem eigenen Grab zu bergen.

Nur ein paar wenige Sekunden war ich davon entfernt, meinen Fehler zu beheben. Meinen Vorstoß.

Es war nie ein Fehler gewesen. Ich starrte auf die Sätze, die vor meinen Augen zu dem Bild verschwammen, mit dem ich Caressa verabschiedet hatte. Es war kein Fehler gewesen. Vor Beginn des ersten Satzes, hatte ich Caressa ein Versprechen gemacht. Ich würde eine Möglichkeit finden, ihr zu helfen.



Das hatte ich getan. Darum hatte sie mich gebeten. Ich war ihrer Bitte nachgekommen. War mutig genug gewesen, Verantwortung zu übernehmen. Es gab nur eine Chance. Dann war die Geschichte in ihrer Welt umgeschrieben. Ich könnte sie auf dem Papier tausendfach ändern, die Wahrheit daraus wringen und eine glaubhafte Täuschung entstehen lassen. Es ging mir immer um die Aufrichtigkeit zwischen den Zeilen. Ich würde sie erst verhöhnern, wenn ich es mir herausnähme, heute etwas an dem zu ändern, was ich gestern verfasst hatte.

Ich schloss das Dokument ohne Änderungen vorzunehmen. „Benjamin?“, fragte ich stumm in die Stille hinein. „Warum ich? Warum willst du, dass ich das alles schreibe?“ Warum hatte niemand von ihnen sich jemanden gesucht, der das Handwerk verstand, der mehr hinter den Zeichen sah als bloße Emotionen, bloßes Erleben. Der begriff, was er tat, wenn er es tat. Warum ich?

Ich erwartete keine Antwort. Zwar hatte Benjamin mich zurückgeschickt, aber ich hatte ihn brüsk entlassen, lange bevor unser Gespräch endete. Stöhnend vergrub ich das Gesicht in den Händen. Erstes Morgendämmern flutete den Raum und ich atmete gegen meine Haut. Verfluchte mich dafür, dass ich Vladimirs Bitten nachgegeben hatte. Was ich hier tat, es würde verurteilt werden. Auf die schärfste Weise. Ich hatte eine Ahnung davon zu spüren bekommen, als ich mitteilte, dass ein Verlag sich Cathrins Geschichte annehmen wollte. Das war nur der Anfang gewesen. Ich spürte es. Welchen Weg ich auch mit diesen Büchern beschritt, es würde ein steiniger sein. Einer, der mir in der Brust wehtat und mich herausfordern würde, Mal um Mal, Tag um Tag. Mit diesen Geschichten, mit ihren Protagonisten, mit allem, was sie ausmachte.

Sie waren wie ich. Schwierig. Verworren. Abwehrend. Man musste bis auf den Grund blicken, um eine Ahnung dessen zu bekommen, was geschah. Ich schuf einen Spiegel meiner Selbst ohne mich selbst preisgeben zu müssen. Während ich all das porträtierte, was mich ausmachte. Durch fremde Gesichter, die mir inzwischen bekannter waren als mein eigenes. Sie verlangten mir alles ab, während ich über sie schrieb, ich raubte ihnen jede Würde, sobald der erste Leser durch die Seiten stöberte. Beschloss, dass ich nicht fähig war zu tun, was ich tat. Dabei war ich nur für eine Sache verantwortlich: dass man diese Bücher lesen können sollte. Darum hatte man mich gebeten.

Es würde ein steiniger Pfad sein. Er würde mich mit jedem Atemzug herausfordern.

Benjamin musste nichts sagen, damit mir die Antwort klar vor Augen stand. Diese Geschichten, diese Welten, alles, was diese Projekte mit sich brachten, war eine Herausforderung. Ich liebte Herausforderungen. Am meisten, wenn ich nicht wusste, worauf ich mich einließ. Nur wusste, was ich wollte. Das Ziel vor Augen hatte. Nüchtern. Klar. Kristallklar.

Ich wollte verstehen, was vor sich ging. Dazu benötigte ich jede Facette dieses Universums, das Benjamin erwähnt hatte. Dafür musste ich tiefer durch den Morast waten, häufiger ertrinken und regelmäßiger vor mir selbst kapitulieren, um über mich hinauswachsen zu können.

Eine beißende Leere bemächtigte sich meiner. Worauf Benjamin auch anspielte, ich war interessiert daran, seine Gedanken bis zum Schluss zu hören.

Sobald ich mehr wahrnehmen konnte als Caressas Schatten und diese Verzweiflung, die bis zum Schluss nie ganz verflogen war.

Monate vergingen. Monate, in denen ich nicht träumte und, tat ich es doch, war es wie zu Beginn: einsam. Irritierend. Leer. Es war, als hätte Benjamin nach unserem ärgerlichen Gespräch jede Herausforderung und jede Last von mir abgezogen. Als würde er versuchen, mir meine Entscheidung abzunehmen, die ich längst getroffen hatte. Ohne ihn.

Niemand begegnete mir am Wegesrand, niemand sprach mich an. Die Einsamkeit des Waldes verschlang mich bitter und ich begann, mich auf neue Wege zu begeben. Schmale Pfade, die sich durch dichtes Dickicht wanden und schlängelten und nichts herzugeben schienen als den nächsten Schatten, die nächste Unruhe, die nächste Angst. Meine Füße schmerzten wieder vom Gehen und die Haut wurde wieder vom Fleisch gerieben. Die Einsamkeit zerfraß mich genug, damit ich keine Luft bekam, wenn ich abends ins Bett stieg, ein Blick zwanghaft auf mein knatterndes Licht gerichtet, das mich mühsam begleitete. Durch die Schatten, durch die Anspannung. Je schneller ich es hinter mich brachte, desto besser. Ein Mantra, das mich in den Schlaf begleitete und aus ihm lockte. Ich bin mir unsicher, worauf ich hoffte.

Womöglich auf die nächste Begegnung. Auf die nächste Bitte.

Es vergingen Monate, in denen ich nichts tat als zu wandern, neue Winkel dieses düsteren Reichs zu erkunden und zu realisieren, das kein einziger mein Herz höherschlagen lassen konnte. Ich fand den Sandstrand und die Steilküste. Ich saß auf dem trockenen Gras von Vladimirs Anwesen. Ich versuchte mich in den wenigen Lichtschatten zu sonnen, die auf die schmalen Waldpfade fielen.

Es muss diese ewige Ödnis gewesen sein, die mir die Blindheit von den Augen nahm und mich klarer sehen ließ.

Die nächste Geschichte war mir längst begegnet, das makellose Gesicht ausdruckslos gehalten und schlicht und elegant dastehend, dass ich beinahe die Frau vergessen hätte, die um einen verzweiferten Gefallen gefleht hatte. Eine Erscheinung wie sie würde mich kein zweites Mal aufsuchen. Wenn ich über sie schreiben wollte, müsste ich sie aus eigenen Stücken finden. Ich lag auf diesem düsteren Pfad zwischen Wald und Nirgendwo, als mir dieser Gedanke kam. Ruckartig setzte ich mich auf. Benjamin hatte mir nichts geraubt. Ich war zu blind gewesen, das Offensichtliche zu erkennen. Konnte

ich wirklich erwarten, dass sie zu mir kamen? Jeder? Jedes Mal? Ich hatte inzwischen ein ähnliches Interesse an diesen Geschichten wie jeder einzelne von ihnen und wenn sie dazu in der Lage waren, mich zu finden, konnte ich umgekehrt das Gleiche tun. Dieses Geschehen, es war keine Einbahnstraße. Wenn ich dazu in der Lage war, in die Geschichte einzugreifen, sollte es ein Leichtes sein, die Protagonisten zu finden.

Die wenigen Sonnenreflexionen wärmten mich nicht, aber eine neue Aufregung floss mir durch die Venen. Die gleiche, überdrehte Hoffnung, die mich überkam, wann immer ich den ersten Satz schrieb. Ein neues Buch begann, wohlwissend, dass auf Dauer ich der beste und einzige Leser sein werde. Wohlwissend, dass ich all das für niemand geringeren tat als für mich und denjenigen, der mich anflehte, über ihn zu schreiben. Die junge Frau, die mir inzwischen fast ein halbes Jahr zuvor begegnet war, hatte auf mich nicht den Eindruck gemacht, als sähe sie einen Sinn darin, zu flehen. Ihr Stolz strahlte von ihr ab wie die Hitze von der Sonne. Ich versuchte, mir ihr Gesicht vor Augen zu führen und auf diese Weise zu ihr zu gelangen. Diese Welt um mich herum zu manipulieren, bis sie sich mir beugte und meinen Wünschen folgte.

In dieser Nacht blieb ich an Ort und Stelle. Nichts rührte sich. Ich war nur ein Mädchen mit einer Idee, zu deren Umsetzung die Mittel fehlten. Ein Schatten in diesem Reich, das nicht dazu ausgelegt worden war, mir zu folgen. Blind lief ich durch den Wald, hoffte darauf, ein weiteres Mal auf diese Frau zu treffen. Wie zufällig. Sie blieb verschollen. Und mit ihr eine Geschichte, die ich um jeden Preis zu Papier bringen wollte.

Ich ging dazu über zu betteln. Zu rufen. Zu flehen. Mich blind an einen bestimmten Ort teleportieren zu wollen oder mir ihr Gesicht stoisch in Erinnerung zu rufen, bis ich mir einbildete, vor ihr zu stehen, wenn ich die Augen wieder öffnete. Die junge Frau blieb verschwunden, als hätte sie nie existiert. Als wäre sie ein Traum im Traum gewesen und als jagte ich Schattengestalten nach, die von Nacht zu Nacht zu einer vageren Idee verblassten. Ich jagte sie durch dieses Reich, ohne zu wissen, wie ich einen Schritt vorwärts machen konnte. Es war, als versuchte man sich gliedmaßenlos durch einen Haufen Stroh zu wühlen, um die berühmte Nadel zu finden. Sie blieb verschwunden und ich war der Resignation nah.

Mein Leben langweilte mich erstmals. Die Prüfungen waren geschrieben und sehr gut bestanden worden, der Musikunterricht gehörte endlich der Vergangenheit an und das Studium sollte erst im Oktober beginnen. Ich befand mich in einem Leerlauf, den ich nicht kannte und zwanghaft zu füllen versuchte. Es war, als würde mich alles und jeder verhöhnen. Nun, da ich endlich die uneingeschränkte Zeit gehabt hätte, um ein Buch zu verfassen, wollten weder Worte noch Figur zu mir kommen. Ich war ein Schreiber ohne Stift und Papier, der versuchte, Farben einem Blinden zu erklären. Ich war ein Fähnchen im Sturm, das durch jeden Winkel dieses Traumlandes gerissen wurde und sich weigerte, jemand anderen zu sehen als die Frau, die ich verzweifelt suchte.

Mit den zunehmenden Nächten ängstigte mich der Pfad nicht mehr. Der Wald schien nicht länger gemacht, um lebende Seelen zu verschlingen und das Meer war Unwillens mich zu verschlingen. Frustration zerfraß mich. Bitterschmeckende, rücksichtslose Frustration, während ich Steine aus dem Weg kickte, fluchend gegen Baumstämme schlug und steifen Schrittes eine Welt erkundete, die ich kaum sah. Ich war wütend. Auf mich, auf diese Frau, auf dieses gesamte Traumgebildete, durch das ich wanderte, seit ich denken konnte, und das dennoch seine Zeit damit vergeudete, mich zu demütigen und zu verhöhnen. Ich machte Benjamin dafür verantwortlich, dass sich nichts rührte und ich nutzlos war, wach wie träumend. Seitdem er mich besucht hatte, seitdem er mich dazu bewegt hatte in Caressas Geschichte einzugreifen, hing ich an durchscheinenden Fäden über dem Geschehen und wartete darauf, dass es sich mir begreiflich eröffnete. Ich war seine Marionette. Ich war sein stummes Sprachrohr.

Mir war bewusst, dass ich niemanden außer mir selbst verantwortlich machen durfte für diesen Stillstand. Niemand außer mir hatte zu wenig Zeit damit verbracht, dieses Reich zu erkunden. Niemand außer mir hatte sich blind darauf verlassen, dass man immer zu mir kam. Niemand außer mich hatte mich wichtiger genommen, als ich es war.

Die Schuld abzuwälzen war einfacher und es tat gut. Auf vielerlei Weise. Das Loch, in das ich nach dem Abitur und nach Caressas Reise gefallen war, verschlang mich von Nacht zu Nacht, von Tag zu Tag mehr. Untätigkeit war meine größte Folter. Sie ließ meine Gedanken wirr werden, meine Hoffnungen sich überschlagen und meine Fantasien zurückwandern zu Geschichten, die ich längst hinter mir lassen musste.

Ich begann zu lesen und langweilte mich bei fast jedem Buch, hatte fast alles schon gehört, fast alles auf andere Weise schon konsumiert.

Zähneknirschend wühlte ich mich durch Filme und endete doch immer bei denen, die mich zuvor schon zu erfüllen wussten. Ich suchte nach einer Perfektion, die es nicht zu geben schien, und nach einem Sinn, der mir das Herz erfüllen konnte.

Ich war kurz davor, mein achtzehntes Lebensjahr zu vollenden, als ich mit stoisch verschränkten Armen vor dem pulsierenden, glühenden Tor zum Herzen dieses Reichs stand, stumm und die Unterlippe schmolldend vorgeschoben. Wie ein kleines Kind fühlte ich mich und bei genauerer Betrachtung war ich genau das. Ein verzogenes Kleinkind, das das Spielzeug nicht erhielt, das es sich doch so sehr ersehnte. Das es doch so dringend wollte.

„Deine Verzweiflung stinkt.“

Während ich gedanklich daran arbeitete, dieses Tor niederzureißen und meine alte Heimat zu stürmen, hatte ich nicht erwartet, mehr zu hören als das höhnende Knacken von Ästen und Zweigen. Ich fuhr zusammen, als hätte man mir gedroht, mich an Ort und Stelle hinzurichten, und fühlte mich ertappte, als hätte ich meine Tasche mit Gegenständen gefüllt, die mir nicht gehörten.

Sie stand hinter mir, das blonde Haar in einer peniblen Hochsteckfrisur gebändigt, die ihren langen Hals und das schöne Gesicht unterstrich. Ihre Augen waren grüner, als ich sie in Erinnerung gehabt hatte, und um ihre Kehle lag ein weißgoldenes Collier, das Diamanten umschmiegte, deren Wert ich nicht zu schätzen wagte.

„Was?“

Sie hob eine Braue und verzog die Lippen zu einem winzigen, kühlen Lächeln.

„Ich erwartete dich, aber du hast es nie für notwendig erachtet, mich aufzusuchen.“

„Ich habe dich gesucht“, sagte ich hastig. „Ich habe dich Monate lang gesucht.“

Kalt lachte sie auf. „Im Morast?“

„Hier.“

„Ich bin keine Schattenfigur“, sagte sie eisig. „Ich bin dein Ideal.“

Chrona Elizabeth Josephine Hel Clark. Ich lernte sie binnen der ersten dreißig Sekunden zu hassen. So sehr ich sie heute liebe, so dringend wollte ich ihr in

dieser Nacht den Rücken zuwenden und nie wieder ein Wort mit ihr wechseln. Wie viel Zeit hatte ich darauf verwendet, sie zu suchen? Wie lange war ich durch Schlamm gekrochen, über spitze Steine gewandert, durch Meere geschwommen, die bitter schmeckten und kalt waren, um sie zu finden? Monate. Es waren Monate gewesen, die mich mehr und mehr in den Wahnsinn getrieben hatten. Die allein zu existieren schienen, um mich zu quälen und mir vor Augen zu führen, dass nichts von dem, was ich tun durfte, selbstverständlich war. Monate, die mir zeigen wollten, wie zermürbend es war, wenn die Pinsel ruhten, die Uhren liefen und ich mich ihnen allen willenlos hingeben musste. Mir fehlten die Mittel. Mir fehlte alles. Nun, da ich vor Chrona stand, war es, als gäbe man mir jede Facette dessen, was ich mir gewünscht hatte – und tauchte es in Gift.

Bis zu dem damaligen Tag hatte ich über Menschen geschrieben, die mir suspekt waren, die fragwürdig waren, die ausbaufähig waren und sich von Seite zu Seite mehr entwickelten und mich nachhaltiger beeindruckten. Die sich zu einzigartigen Charakteren entwickelten, die ich nicht missen wollte. Nie zuvor verabscheute ich jemanden von ihnen, ehe ich den ersten Satz schreiben sollte. Chrona hatte etwas an sich, was mich beide Hände heben lassen wollte, um ihr rücksichtslos ins Gesicht zu schlagen. Womöglich war es ihr kühles, überhebliches Lächeln, vielleicht dieser distanzierte Blick, der mir verdeutlichte, wie minderwertig ich ihres Erachtens nach war.

Sie erhob sich vor mir zu einer Königin, die sie schlichtweg nicht war, und degradierte mich ohne ein weiteres Wort zu ihrer Dienerin, die ich unter keinen Umständen sein wollte.

„Ich suchte dich auf, um dir ein Angebot zu unterbreiten“, sagte Chrona lieblich lächelnd.

„Willst du, dass ich über dich schreibe?“, fragte ich harsch. Ihr bloßer Tonfall, arrogant, realitätsfern, alles und jeden abwertend, der nicht sie selbst war, ging mir unter die Haut und weckte eine Wut in mir, die größer war als alles, was ich binnen der letzten Wochen ertragen musste.

„Ein Denkmal möchte ich errichten.“ Leise lachend schüttelte sie den Kopf.

„Mir war zu Ohren gekommen, so unzulänglich du auch wirken magst, so gut würdest du arbeiten.“

Unzulänglich. Wenn ich selbst von mir behauptete, dass ich nicht schreiben könnte, dann war das in Ordnung. Solange ich mich selbst degradierte und selbst an mir zweifelte, konnte ich daran wachsen und damit arbeiten. Sprach

Chrona diese Worte allerdings aus? Ich kämpfte gegen den Impuls an, heftig mit dem Schädel gegen die sonnenglühenden Stäbe zu schlagen, um schneller zu erwachen.

„Ich schreibe nur“, sagte ich.

„Ein Wort sollte genügen, solange es gut gewählt ist.“

„Tja, ich schreibe die Sachen nicht allein.“ Ich verschränkte die Arme vor der Brust. Je länger ich mich in Chronas Gegenwart befand, desto mehr verspottete ich mich für meinen Wunsch, sie zu finden. Ich hatte nicht gewusst, wem ich nachjagte. Ein perfektes Bild einer perfekten Frau hatte ich vor Augen gehabt. Die sich ihrer Perfektion bewusster war, als irgendeiner Menschenseele lieb sein sollte. „Ich bringe nur das zu Papier, was du mir gibst.“

„Einen Pathos.“

„Niemand interessiert sich für Pathos.“

„Aus meinem Mund wird er zur allgegenwärtigen Wahrheit. Die Menschen leckten ihr eigenes Blut von ihren eigenen Sohlen, um ihr lauschen zu dürfen.“

„Du überschätzt dich gnadenlos.“ Menschen waren mir häufig auf den ersten Blick unsympathisch. Vermutlich rührte daher meine Obsession, sie näher kennenzulernen, je mehr ich sie verabscheute. Chrona hatte dieses selbstzerstörerische Interesse soeben auf eine neue Stufe gehoben. Ich stand vor ihr und wollte Chrona in das wunderschöne Gesicht spucken. Gleichzeitig juckte es mich in den Fingern, jede Silbe zu Papier zu bringen, die ihre vollen, schönen Lippen verließ. Winzig fühlte ich mich neben ihr. Hässlich. Chrona baute sich vor mir auf und schien es genau darauf abzielen. Dass ich mich wie ein kleines, dümmliches Mädchen fühlte, dem die Ehre zu Teil wurde, über Chrona Elizabeth Josephine Hel Clark schreiben zu dürfen. Die Prinzessin der Börse, die Königin über die Kurse, die Göttin ihrer eigenen, kleinen, beschränkten Welt, die ich in Scherben zerbrechen sehen wollte, noch ehe der erste Schritt gewagt worden war.

„Ich kenne meinen Einfluss“, sagte Chrona kokett lächelnd und bot mir mit leicht gespitzten Lippen ihre makellos manikürte, schmale, weiche Hand an. Ich kam mir vor wie ein Bauerntölpel, den man sabbernd vom Feld gezerrt hatte, damit er seinem König die Füße küssen konnte. „Chrona Elizabeth Josephine Hel Clark“, stellte sie sich vor und betonte jeden einzelnen Namen, als wäre es ein Verbrechen, wenn sie sich nicht augenblicklich in meine



Erinnerung graben würden. „Es ist mir eine außerordentliche Freude dich kennenlernen zu dürfen.“

Ich glaubte ihr kein Wort. „Ach“, sagte ich. „Deswegen hast du mich so lange warten lassen.“

„Ich war zur Stelle, du ignoriertest mich.“ Wegwerfend bewegte Chrona ihre linke Hand. „Diese Anschuldigung zurückzugeben, wäre angemessen.“ Leise lachend hob sie eine Braue. „Ich möchte diese Beziehung nicht ruinieren, ehe sie begonnen hat.“

„Ach“, wiederholte ich nur und betrachtete Chrona skeptisch. Sie trug ein roséfarbendes Kleid, das die meisten Mädchen, ich eingeschlossen, sich kaum erträumen konnten. Der Schmuck um ihre Kehle blendete mich und verströmte eine Macht, die beinahe schicksalhaft zu sein schien.

„Mein Angebot umfasst ein schriftlich manifestiertes Denkmal“, sagte Chrona. „Es wäre mir eine Ehre, zu wissen, dass man meinen Einfluss und meine Liebenswürdigkeit auf allen Ebenen jeder Dimension zu schätzen weiß.“

„Liebenswürdigkeit“, platzte es ungläubig aus mir heraus. Ich starrte sie an. Ihre abweisende Haltung, das beherrschte und dennoch belächelnde Gesicht, ihre verdammte Perfektion, die in mir das Bedürfnis weckte, sie zu schütteln. „Ich bin die liebenswertigste Person, die du kennst“, sagte Chrona lächelnd. „Andererseits würde ich dir niemals die Möglichkeit einräumen, über mich ein Wort verfassen zu dürfen. Laien sollte man kein Gold in die Hände geben, um daraus ein Schmuckstück zu arbeiten.“

Mir brannten mehr Beleidigungen auf der Zunge, als ich in Worte zu fassen wusste. Eine glühende Wut fraß sich langsam meine Eingeweide hinauf und leckte über die Innenwände meiner Gedärme. Ich wollte Chrona viel sagen. So viel. Es juckte mich in den Fingern, sie auf ihren Platz zu verweisen. Um welchen Preis?

Ich atmete tief durch. Um welchen Preis. Ich wollte diese Geschichte schreiben, unbedingt. Damit mich jemand faszinierte, musste ich ihn nie mögen. Chrona war ein neues Kaliber, aber schlussendlich nicht allzu verschieden von jedem Prominenten, den ich skeptisch im flackernden Licht des Fernsehgeräts beäugte. Sie eröffnete mir die Möglichkeit in ihren Geist zu tauchen und meine Welt mit neuen Augen zu sehen. Aus einem Blickwinkel, auf den ich vermutlich sorglos verzichten könnte, aber der mich dennoch reizte. Ich wollte über sie schreiben. Dringender als ich je zuvor Worte zu

Papier bringen wollte, musste ich ihr die folgenden widmen. Und hasste Chrona dafür umso mehr.

„Ich mach es“, brachte ich hastig hervor, ehe ich über meine eigene Zunge stolperte und Dinge sagte, die ich im Nachhinein bereuen würde. Chrona war es zweifelsohne gewohnt, dass man ihren Bitten ohne zu Zögern nachkam. Ich war nicht dumm genug, meine Möglichkeit zu gefährden, indem ich mich auf eine Diskussion einließ, die ich vor ihrer Ignoranz in jeder Hinsicht verlieren würde.

Chrona schenkte mir ein nahezu begütigendes Lächeln. „Eine erfreuliche Nachricht.“

„Finde ich auch“, sagte ich heiser und schluckte jeden spöttischen Kommentar, jede bissige Silbe hinunter, um daran zu ersticken.

„Wärst du dazu in der Lage, sofort zu beginnen?“

„Sobald ich aufgewacht bin“, sagte ich angespannt.

„Wundervoll.“ Chrona klatschte in die Hände. „Du solltest aufwachen.“

Es war nicht lange her, dass ich schlafen gegangen war. „Es ist bei mir noch mitten in der Nacht“, sagte ich.

„Eine erfolgreiche Frau schert sich nicht um die Uhrzeit.“

„Ich bin nicht du.“

„Natürlich bist du nicht ich.“ Chrona lachte leise auf. „Arbeitest du hart genug, könntest du mir eines Tages ähnlich sein.“

Ich rechne es mir bis heute hoch an, dass ich Chrona nicht einfach mit der flachen Hand in dieses widerwärtig perfekte, übelkeitserregend selbstgefällige Gesicht schlug. „Ich wette, jedes Mädchen träumt davon, dir nachzueifern“, spottete ich.

Chrona übergang meinen Tonfall geflissentlich. „Ich bin ein Ideal“, wiederholte sie. „Natürlich versucht man, ich zu sein.“

„Natürlich.“

„Wirst du aufwachen?“

„Sobald ich ausgeschlafen bin, ja.“

„Ich benötige deine Dienste sofort“, befahl sie mir.

„Wenn ich müde bin, schaffe ich es nicht einmal, den Computer hochzufahren.“

„Das Denken werde ich dir abnehmen.“ Chronas Lippen verzogen sich zu einem noch herablassenderen Lächeln. „Einem Tölpel werde ich nicht die Worte überlassen, die meinen Mund verlassen sollen.“

„Ist ja beruhigend.“

„In jeder Hinsicht“, bestätigte sie leise. „Ich erachte es als notwendig, dass du erwachst. In dieser Sekunde.“

Die gedemütigte, brodelnde Wut stieg mir bis auf die Zunge und brachte einen bitteren, säuerlichen Geschmack mit sich. Spöttisch verneigte ich mich vor Chrona und bereute von ganzem Herzen, dass ich derart viel Zeit meines Lebens dahinein verschwendet hatte, sie zu suchen. „Natürlich.“

Sie klatschte erneut in die Hände und mein Zorn war unwiderruflich genug, damit er jede Müdigkeit tilgte. Es war halb vier in der Früh und ich wollte mit beiden Fäusten gegen die Wände trommeln. Anstatt dem Befehl der selbsternannten Königin Folge zu leisten, zog ich mich an und ging vor die Tür. Es war stockdunkel, kein Vogel sang. Ich lief, bis ich mich ansatzweise beruhigt hatte, genoss die kühlen Temperaturen auf den Wangen und wartete darauf, dass die ersten Sonnenstrahlen über den Horizont glitten. Es war kurz vor Fünf, als ich zurück nach Hause kehrte, mich in mein Zimmer setzte und den Computer hochfuhr. Leise summend schien er mich in eine tröstende Umarmung ziehen zu wollen. Alles in mir sträubte sich dagegen, sich auf Chrona einzulassen. Mir war bewusst, würde ich diese abwehrende Haltung beibehalten, wäre jede Silbe eine Zeitverschwendung, die Ihresgleichen sucht. Ich würde diese Stunden mit Chrona verbringen, ohne dass das Endergebnis mich selbst beeindrucken würde. Mich auch nur bewegen würde.

Niemand würde je lesen, was ich zu Papier brachte. Die wenigen, die meine Geschichten auf einer Internetplattform begleiteten, wären klug genug, sich rechtzeitig abzuwenden.

Ich rollte leicht den Kopf und öffnete das neue Dokument. Eine hartnäckige Verspannung saß mir in den Schultern und schüttelte mich. Ich versuchte, sie zu ignorieren und legte die Finger auf die Tastatur. Chronas einzigartige, bissige Ungeduld flutete mich und ich musste alles daran zu setzen, den Laptop nicht gewaltsam zuzuschlagen und gegen die Wand zu schmettern. Chrona Elizabeth Josephine Hel Clark trieb mich zur Weißglut, noch ehe ich das erste Wort über sie schrieb. Hätte man mir damals gesagt, dass Chrona mir mit am meisten ans Herzen wachsen würde, erst hätte ich demjenigen ins Gesicht gelacht, dann ihn aus dem Raum geworfen. Chrona Elizabeth Josephine Hel Clark war eine Zumutung in Gold und Silber, deren Gesicht eine Schönheit widerspiegelte, die Chrona nicht zu besitzen schien.

Wütend wippte ich auf dem Hocker hin und her und wollte mich ein letztes Mal gegen sie aufbäumen. Chrona ein letztes Mal beweisen, dass das, was ich hier tat, nichts war, was mich glücklich machte.

Mein Trotz kümmerte sie nicht. Chrona übergang meine Befindlichkeiten, als wären sie nonexistent, und zog mich in sich, als wäre es das natürlichste auf der Welt. Akzeptierte mich wie ein nützliches Darmbakterium. Mach das Beste daraus, schien sich mich zu ermahnen. Lass mich erstrahlen.

Als läge all das in meinen Händen und nicht in ihren.

Nicht zum Verkauf bestimmt

„Angeblich kommen ungebetene Überraschungen immer dann, wenn man es am wenigsten erwartet.“ Bereits im ersten Satz ihrer Geschichte schwang diese aufgesetzte, schlecht verkörperte Arroganz mit, die ich an Chrona mit Leib und Seele hasste. Meine Muskeln zuckten widerwillig, während ich mich selbst beiseiteschob und mich zu Chronas Protokollanten degradierte. Zu einem kleinen, dummen Mädchen, das gerade gut genug war, um ihre Geschichte Satz für Satz zu Papier zu bringen und sie aufzuzeigen, wie hässlich jede ihrer Facetten war.

Eine diebische Freude erfüllte mich binnen er ersten Kapitel. Eine Freude, die mich überzeugt davon sein ließ, dass Chrona schon jeden selbst davon in Kenntnis setzen würde, was für eine abscheuliche Persönlichkeit sie war. Aber je länger ich sie begleitete, je tiefer ich blickte, desto unverzichtbarer wurde Chrona. Mehr als das. Desto beeindruckender.

Ich begann mich darauf zu freuen, über sie zu schreiben. Von Tag zu Tag verliebte ich mich mehr in Chrona. Sie verkörperte die stärkste Person, die ich kannte. Eine, in deren Geschichte sich Fäden zusammenführten, von denen mir nicht bewusst war, dass sie existierten. Als Benjamin mich darum bat, ihn in ihre Geschichte zu lassen, zögerte ich keine Sekunde. Benjamin und Chrona, sie waren zwei weitere Facetten eines zerbrochenen Spiegels, den ich mühsam versuchte, zusammenzufügen.

Chronas Geschichte endete und ich empfand keine Erleichterung, kein Glück, keine Freude. Sie hatte mir zahlreiche neue Päckchen mit auf den Weg gegeben, die ich zu tragen lernen musste, und die mich wortlos zur Verzweiflung trieben. Ich weigerte mich, die Macht von Gegenwärtigkeiten zu akzeptieren, die faktisch für niemanden außer mir existierten. Sie würden die Bedeutung erhalten, die ihnen angemessen war. Sobald es sich ergab und ich dem die Zeit einräumen wollte.

Chrona zu verfolgen, war lehrreich. Während ich mich in ihrer Geschichte verlor, begann ich entschiedener zu handeln. Ich führte mir meine Ziele furchtloser und unverhohlener vor Augen und ließ sie bis ins Unmögliche wachsen. Mir war bewusst, viele würden mich für die Ideen belächeln, die mir außerhalb dieser Erzählungen durch den Geist wuselten. Sie würden mich für wahnsinnig halten. Für unkontrolliert, für illusionär. Genau das war es,

was sie in mir sehen sollten, beschloss ich. Genau das war es, was ich verkörpern wollte. Jemanden, der das Unmögliche mögliche machte. Das würde mich nicht zu Chrona erheben, niemals. Aber es würde mich ihrer ebenbürtig machen auf der Ebene, die ich mein Zuhause nannte. Ich kehrte in die Traumwelt zurück und erstmals fühlte ich mich nicht verflucht. Ich weinte dem glühenden, sonnigen Herzen dieses Reiches nicht länger nach, sondern machte mich auf die Suche nach der Facette, die für mein perfektes Bild suchte. Nach der Nuance, die Benjamin Chrona und mir gnadenlos vor Augen geführt hatte und die er wohl auf die ein oder andere Weise von uns zu sehen erwartete.

Nicht von uns. Von mir. Chrona und ich waren im Guten auseinandergegangen, einander achtend, wie es kaum möglich sein sollte. Aber nicht sie war dazu in er Lage, diese Geschichten in meiner Dimension auf Papier zu bringen. Sie war lediglich das Herz und die Seele dessen. Sie konnte die Zeilen mit Bedeutung füllen, die ich nicht einmal zusammenzufinden wüsste, wenn ich klüger oder älter oder besser wäre. Aber ich war diejenige, die lernen musste, sich durch dieses Reich zu navigieren. Ich hatte ein ungefähres Bild der nächsten Person vor Augen, deren Leidenschaft ich brauchte, um diese Geschichte weiterzuführen. Diesen Kreislauf. Diese Achterbahn. Sie war die nächste Stufe zu einem Gesamtbild, das ich um jeden Preis entstehen sehen wollte, das ich dringender brauchte als ein langes Leben oder den nächsten Atemzug. Während ich mit Chrona gelebt hatte, legte ich all das ab, was ich glaubte, beherrschen zu müssen. Den Wunsch nach rascher Anerkennung, das Sehnen nach vielen Freunden, die mich als einen von ihnen betrachteten und mich niemals missen wollten, niemals austauschen würden. Ich machte mich los von diesen kleinkindlichen Ideen, die ich mir bis zu meinem Achtzehnten Lebensjahr erlaubt hatte, und suchte nach dem Sinn. Nach meinem Sinn. Nach dem, der mir am Ende des Tages den fertigen Spiegel vor Augen halten könnte, um mir zu zeigen, wer ich bin. Wer ich sein könnte.

Benjamin war mir ähnlich, jeder seiner Schützlinge teilte eine seiner Facetten. Es war nur konsequent, dass sie sich ebenso in mir wiederfanden, so dringend ich einige von ihnen auch leugnen wollte, um vor mir selbst mein eigenes, mir selbst errichtetes Bild zu wahren.

Ich traf nicht auf die Person, die ich gesucht hatte. Benjamin wartete auf mich, ein nüchternes Lächeln auf den Lippen und die Hände in den Taschen

vergraben wie ein gewöhnlicher Junge. „Du beginnst dich daran zu gewöhnen“, sagte er.

„Woran?“

„Mich einzulassen.“

„Worüber ich schreibe, gehört dir“, antwortete ich. „Dich auszusperrern, das wäre genauso gut, als würde ich lügen.“

Leise lachend bedeutet er mir, ihm zu folgen. Ich zögerte. Die Facette, die Benjamin mir binnen von Chronas Geschichte gezeigt hatte, machte mir Sorgen. Sie malte ihn nicht genial, sondern irrsinnig. Verbittert. Bis ins tiefste Herz boshaft.

„Es gehört mir nicht“, sagte Benjamin. „Ich versuche lediglich, es in die richtige Richtung zu lenken.“

„Egal was es kostet?“, vergewisserte ich mich. „Ganz egal, was aus allen anderen wird?“

„Du distanzierst dich von mir“, stellte er fest.

Steif hob ich die Schultern. „Ich kann dich nicht einschätzen. Du bist da, dann wieder nicht. Ich lasse dich ein in eine Geschichte, damit du das Notwendige tust, und schlussendlich versuchst du, jemanden in die Knie zu zwingen? Einige der Tode gingen auf dich.“

„Mehr Morde, als du heute erwarten wirst, hängen mit dir zusammen.“

„Mit mir?“ Ich lachte ungläubig auf. „Weil ich die Bücher nicht umschreibe oder wie?“

„Weil du zu spät kamst.“ Benjamins Lächeln wirkte distanziert. „Ich zeigte dir diese Welt vor beinahe zwei Jahrzehnten. Du hast dich versteckt, anstatt zu tun, was getan werden musste.“

„Ich war ein Kind.“

„Kinder tragen Verantwortung.“

„Vielleicht in deiner Welt. Ich hatte das Glück, einfach nur Kind sein zu dürfen.“

„Nathaniel nicht.“

Ich biss mir auf die Innenseite meiner Wange. Auf Nathaniel war ich erstmals binnen Chronas Geschichte getroffen. Ein ratloser, kleiner Junge, so voller Wut, dass ich nicht verstand, wie er nur einen Atemzug nehmen konnte.

„Was hätte ich schon tun sollen?“ Ich rollte die Augen. „Seine Geburt verhindern?“

„In meine Geschichte eingreifen, als es noch möglich war.“

„Du bist deutlich älter als zehn Jahre“, sagte ich.

„Die Zeit ist kein lineares Konstrukt.“

„Du hättest mich früher aufsuchen können.“ Ich schob die Unterlippe vor. „Es ist einfach falsch, mir zu sagen, dass ich als kleines Kind hätte anfangen sollen, Bücher zu schreiben.“

„Deine Geschichten drehten sich alle um mich.“

„Das ist falsch.“

„Die nach Magarethe.“

Ich fuhr zusammen, als hätte er mich geschlagen. „Ihr Name ist unwichtig.“

„Nur weil du geschworen hast, sie zu beschützen, muss ich es dir nicht gleichtun.“

„Ich war nie dazu verpflichtet, über dich zu schreiben. Im Zweifel hätte ich es als Kind weder gedurft noch gewollt.“

„Warum hast du dich nicht zu dem erhoben, was du bist?“

„Einem Freak?“, fragte ich harsch. „Keine Ahnung, warum ich mir den Stempel nicht schon mit vier Jahren aufgedrückt habe. Vielleicht war ich zu beschäftigt damit, verzweifelt Freunde zu suchen.“

„Du hast keine gefunden.“

„Natürlich habe ich welche gehabt.“

„Wegbegleiter“, sagte Benjamin nüchtern. „Jeder von uns liebt dich mehr, als sie dich je geliebt haben.“

„Das ist egal.“

„Warum?“ Benjamin verschränkte die Arme vor der Brust. „Was hätte es dich gekostet, sofort den Weg zu gehen, den ich dir gezeigt habe?“

„Meine Kindheit?“, schlug ich spitz vor.

„Welche? Die, die du weinend vor dem Klavier verbracht hast? Die du allein in deinem Zimmer gefristet hast?“

„Es gab gute Zeiten. Es gab sogar sehr gute Zeiten“, sagte ich heftig. „Das alles hat mir geholfen.“

„Um zu spät zu kommen, ja.“ Langsam nickte Benjamin. „Wir sammeln die Scherben unseres Versagens gemeinsam auf und machen das Beste daraus.“ Ich konnte ihn nur ungläubig anstarren. „Mit zwölf Jahren“, begann ich schließlich bebend, „habe ich mich darauf eingelassen, für Vladimir diese Geschichte zu schreiben, obwohl mir jeder, wirklich jeder gesagt hat, dass ich das nicht könnte. Ich habe mit zwölf Jahren ein verdammtes Buch



geschrieben!“

„Heute sind es fünfzehn und noch immer vierundzwanzig zu wenig.“

„Schreib sie doch selbst“, spuckte ich.

„Wir könnten heute bereits fertig sein“, sagte Benjamin. „Je länger du wartest, desto mehr entgleitet dir.“

„Im Zweifel lasse ich mir alles entgleiten. Im Zweifel verbringe ich alle meine Träume hier und nehme es einfach nur hin. Im Zweifel tue ich das alles, damit ich mir von dir nicht einreden lassen muss, dass es mein Fehler war, eine Kindheit zu besitzen.“

„Du wolltest zu mir“, sagte Benjamin heftig. „Die ersten Geschichten, die du geschrieben hast, drehten sich nicht um Magarethe. Du hast einen Moment aus meinem Leben umrissen.“

„Na und?“ Ich hob eine Schulter. „Wenn ich mich damit wohl gefühlt hätte, dann hätte ich die Sache wohl weiterverfolgt. Wenn ich auch nur im mindesten bereit dazu gewesen wäre.“ Langsam schüttelte ich den Kopf.

„Ben, ich tue, was ich kann. Das tue ich wirklich. Mit Caressas Geschichte hätte ich mir meine gesamte Zukunft verbauen können!“

„Das hast du nicht“, sagte Benjamin nüchtern. „Sowohl dein Abitur als auch dein Mittelstufenabschluss waren sehr gut.“

„Gerade so!“, rief ich aus. „Wenn es weniger als das geworden wäre, hätte ich es mir nie verzeihen können.“

„Nimm das Potential an, das du hast, und mach etwas daraus.“

„Wozu?“, fragte ich heftig. „Was ich hier tue, das tue ich, weil ich es liebe. Weil es mich fasziniert und weil es mich glücklich macht, dabei zu sein und das Geschehen beobachten zu können. Weil ich das Gefühl habe, etwas Gutes tun zu können. Was erwartest du von mir?“

„Dass du es beendest.“

„Das werde ich schon“, sagte ich. „Wahrscheinlich möchte ich genauso dringen wie du dieses Ende sehen. Wahrscheinlich bin ich ähnlich gespannt darauf wie du.“

„Ich weiß, wie es enden muss. Aber uns bleibt keine Zeit.“

„Wir haben alle Zeit der Welt“, sagte ich. „Nichts hiervon ist real.“

„Für mich“, erwiderte Benjamin, „zählt jeder Atemzug.“

Ich schlang die Arme um mich. „Manchmal ist man gut damit beraten, sich selbst zu helfen.“

„Aus deinem Munde.“

„Ich habe mir selbst geholfen. Ich schreibe ganze Bücher, um mir selbst zu helfen. Mit jedem von ihnen lerne ich.“

„Du bürdest dir Leben auf, die du nicht begreifst.“

„Ich verstehe mehr, als du denkst.“

„So viel, wie du als kleines Kind verstanden hättest.“

„Ich wollte offensichtlich nicht früher hierüber schreiben!“, rief ich aus.

„Offensichtlich war ich nicht bereit. Warum reicht das nicht, was ich aktuell tue? Ich brauche weniger als einen Monat für ein Buch. Wie viele Menschen kennst du, die dazu in der Lage sind?“

„Genug. Wenige kenne ich, die sich derart darauf ausruhen.“

„Du musst nicht zu meiner Nemesis werden, damit ich dich begleite“, sagte ich rau. „Ich möchte das hier wie du.“

„Du gibst nicht genug dafür.“

Schweigend verschränkte ich die Arme vor der Brust. Ich selbst, alles was ich hatte, war nicht genug? Meine freie Zeit, meinen ruhigen Schlaf, meine losgelösten, befreiten Gedanken? All das war nicht Opfer genug?

„Wenn es nicht reicht, dann reicht es nicht“, sagte ich schließlich. „Dann ist es auch nicht mehr wichtig. Dann habe ich die Erfahrungen, die ich bis dahin sammeln konnte.“

„In jeder deiner Überlegungen stehst du an erster Stelle“, warf Benjamin mir vor.

„Was erwartest du von mir?“ Ich lachte auf. „Was willst du von mir?“

„Dass du siehst, was geschieht, wenn du das Geschehen länger ruhen lässt.“

„Ich war auf der Suche nach Anastasia.“

In wenigen Momenten sollte ich Benjamin überrascht erleben. Das war der erste davon. „Du erinnerst dich an ihren Namen?“

„Ich hatte ihn vor Augen, als du Chrona ihre rosige Zukunft gezeigt hast“, spottete ich. „Manchmal nehme ich mehr wahr als nur das, was mir gezeigt wird.“

„Du erweiterst deinen Horizont“, stellte Benjamin fest. Dann räusperte er sich. „Es ist noch nicht Anastasias Zeit.“

„Doch. Sie braucht mich.“

„Samantha und Nathaniel warten auf dich.“

„Anastasia braucht mich“, beharrte ich. „Nicht du schreibst diese Geschichten auf, ich tue es. Und es wird richtig sein, zuerst über sie zu schreiben.“

„Ihr Leiden ist an Komplexität nicht zu übertreffen.“

„Das bekomme ich schon hin.“

„Nicht in diesem Leben.“

Ungläubig hob ich eine Braue. „Vor zwei Minuten wolltest du noch, dass ich diese Bücher mit fünf Jahren beendet habe. Da hätte ich diese Komplexität also verstanden? Während ich mir die Popel mit dem kleinen Finger aus der Nase gezogen und mich darüber gefreut habe, dass jeder anders aussieht?“

„Verspote mich nicht.“

„Ich stelle dir eine ernsthafte Frage“, sagte ich bestimmt. „Glaubst du wirklich, ein kleines Kind hätte das alles besser verstanden?“

„Ein kleines Kind hätte es getan.“

„So wie ich es tue. Was gefällt dir nicht?“ Ich zuckte die Achseln. „Du wirst eingelassen, wann immer du darum bittest. Du stehst über allem. Du darfst Teil des Ganzen sein, ohne dass du mich je in deinen Geist lassen musst. Wo liegt das Problem?“

„Du hörst nicht zu.“

„Ich versuche, das zu ändern“, sagte ich. „Was ist das Problem?“

„Dass du zu spät bist.“

„Für wen?“ Ich rollte die Augen. „Für dich?“

„Ich bin der Dreh- und Angelpunkt.“

„Dann sorg dafür, dass du es nicht mehr bist. Mach dich zu einem von ihnen und ich werde bei dir sein, sobald du es zulässt und sich die Gelegenheit ergibt.“

Die Stille, die auf mein Angebot folgte, zerfraß mich bis ins Mark. Benjamin betrachtete mich ausdruckslos, die dunklen Haare in der Stirn, den Blick durch mich hindurchschweifend, als existierte ich nicht. Als wäre ich nichts als eine schattenhafte Figur an Feder, an Angeln, irgendwo im Nirgendwo.

„Nathaniel ist vor Anastasia an der Reihe.“

„Ich bin noch nicht bereit für ihn und er noch nicht für mich.“

„Er wartet auf dich.“

„Dann kann er noch etwas länger warten.“

„Du wirst ihm begegnen. In jedem Fall.“

„Dann ist das so.“ Ich hob angespannt die Schultern. „Nachdem ich gesehen habe, was du aus ihm machst, bin ich noch nicht bereit dazu.“

„Ich habe nichts getan.“

„Du hast alles getan“, sagte ich und hielt Benjamins unnachgiebigen Blick.

„Du hast alles getan und du weißt es. Hör auf, dich aus der Verantwortung zu

ziehen. Ich bin hier nicht die einzige, die sich vor den unangenehmen Sachen drückt. Du bist mindestens genauso schlimm.“

„Hüte deine Zunge“, grollte Benjamin.

„Warum?“, fragte ich ihn. „Weil du mich sonst von hier verbannst?“ Ich schüttelte den Kopf. „Dazu wärst du nicht in der Lage. Du möchtest das Ende ebenso dringend wie ich erleben und für dieses Ende brauchen wir den Anfang.“

„Du hast nicht am Anfang begonnen.“

„Und das ist wichtig?“ Ich rollte die Augen. „Wenn ich jede Reihe da angefangen hätte, wo sie wirklich anfängt, hast du eine Ahnung, wie oft ich mich einfach nur gelangweilt hätte?“

„Es geht um die Zeit.“

„Ich dachte, die Chronologie der Zeit sei relativ?“, spottete ich. „Ben, wir werden uns in all diesen Geschichten begegnen. Ich spüre das. Wir werden einander über den Weg laufen und ich werde mein Bestes tun, um für dich da zu sein und dich so zeigen, wie du bist. Selbst wenn du mich nicht einlassen solltest.“

„Diese Bitte habe ich nie formuliert.“

„Sondern?“

„Sei ehrlich“, sagte Benjamin. „Zeig, wie es wirklich ist, und lass dich nicht dazu hinreißen, das Geschehen simpler zu gestalten, als es ist.“

„Das könnte ich nie.“

„Ein Versprechen, auf das ich wenig gebe.“

„Ich schwöre dir“, versprach ich zwischen wispernden Zweigen und zuckenden Schatten in einer Welt, die dort, wo ich tatsächlich existierte fremd war wie ich in diesem Reich aus Träumen, die sich mir mit jedem Atemzug, jedem Wimpernschlag entzogen, „dass ich niemals die Wahrheit aus den Augen lassen werde. Es geht mir nur darum, es zu zeigen. Was auch immer es am Ende des Tages sein wird.“

„Menschen sind feige. Hasst man ihr Tun, verkrüppeln sie es.“

„Es gibt kaum jemanden, der es verfolgt.“

„Das solltest du ändern.“

„Damit ich deinen Teufelskreis komme?“ Skeptisch hob ich eine Braue.

„Jeder, der von euch lesen will, tut es. Alles andere ist nicht meine Angelegenheit.“

„Erst in den Köpfen Vieler wird das alles an Bedeutung gewinnen.“

„Die meisten werden sich diesen Sachen versperren.“

„Ein logisches Geschehen.“

„Warum also?“ Ich seufzte schwer. „Willst du mich dafür bestrafen, dass ich zuerst in der Sonne gebadet habe, bevor ich zu dir kam? Willst du mich dafür bestrafen, dass ich etwas hatte, wovon du nur träumen kannst?“

„Die Strafe stand nie an erster Stelle.“

„Sondern?“

„Das Endergebnis.“

„Es wird gut sein“, schwor ich Benjamin. Schwor ich mir. „Vielleicht ist es jetzt noch nicht hier, wie du es dir gewünscht hast, aber es wird gut sein.“

„Selbst wenn du wüsstest, was Gut bedeutet, wäre es das nicht.“

„Das wird sich zeigen.“ Ich räusperte mich angespannt. „Dass das alles zu dir gehört, das verstehe ich. Keine Sorge, ich werde dir nichts hiervon wegnehmen. Ich will nur, dass du mehr tust, als zu foltern.“

„Ich bin, wer ich bin.“

„Du bist kein Henker“, flüsterte ich. „Benjamin, ich habe so viel und so wenig von dir gesehen. Mit Sicherheit kann ich dir nur sagen, dass du nicht böse bist, egal was dich andere glauben lassen. Du bist nicht böse.“

„Du bist nicht wahnsinnig und du bist liebenswert.“ Benjamin sah mich herausfordernd an. „Sobald du daran zu glauben beginnst, rücke ich von meinem Standpunkt ab.“

Ich schluckte bittere Galle und öffnete den Mund, um Benjamin grinsend zu sagen, dass ich ihm nur zustimmen konnte. Aber dem war nicht so. Nicht im Mindesten. Ich war wahnsinnig. Und ich war nicht liebenswert. Weil, wenn ich bei Verstand wäre, dann würde ich nicht diese Geschichten schreiben. Ich hätte während Chronas Erzählungen nicht das Gefühl gehabt, mit ihr durch die Jahrhunderte zu reisen, ich hätte nie gesehen, wozu Cathrin tatsächlich in der Lage ist und nie das bittere Blut geschmeckt. Wenn ich bei Verstand wäre, würde ich lernen, würde ich Freunde treffen, würde ich all das tun, was ich tun sollte. Ich würde die Menschen stolz machen und nicht zulassen, dass eine Verfehlung die nächste jagt für eine Idee, für einen verschwommenen Traum, der mich mehr ängstigte als dieses Reich. Wäre ich liebenswert, würde nicht nur meine Familie bei mir stehen. Wäre ich liebenswert, wäre ich weniger einsam. Wäre ich liebenswert, wäre ich ein besserer Mensch.

„Bring mich zu Anastasia“, bat ich Benjamin anstatt einer Antwort. „Du kennst den Weg.“

„Ja.“

„Bitte.“ Ich seufzte schwer. „Lass uns diese dummen Streitigkeiten vergessen und versuch, mir ein winziges Bisschen zu vertrauen. Ich weiß, was ich tue.“

„Warum sollte ich dir vertrauen?“

„Weil die fünfzehn Bücher“, flüsterte ich, „die ich bisher über dieses Universum geschrieben habe, sie sind gut. Sie sind ehrlich. Oder?“

Eine zähe, mich zermürende Ewigkeit wartete ich darauf, dass Benjamin mir widersprach und mich mir selbst vorführte. Stattdessen bot er mir schweigend seine Hand an. In blinder Naivität schlug ich ein, fürchtete nichts an ihm, obwohl Benjamin der einzige Mann in diesem Universum war, vor dem ich mich hätte in Acht nehmen sollen. Zumindest zu diesem Zeitpunkt, als er weder Achtung noch Zuneigung mir gegenüber empfand.

Benjamin navigierte sich durch diese Welt wie kein Zweiter. Er kannte, wen er liebte. Auf seine ganz eigene Weise. Wen er schützen wollte. Auf verschrobene Art. Und wohin diejenigen auch gingen, er wusste ihnen blind zu folgen.

Ein warmer, hier unten beinahe fremder Wind wisperte durch Zweige, als wir zum Stehen kamen. „Sei kein zweites Mal zu spät“, mahnte er mich leise.

„Jede Geschichte kann auf verschiedene Weisen aufgewickelt werden. Ab einem bestimmten Punkt zerfällt sie einfach.“

„Ich will wissen, wie es endet“, beharrte ich.

„Dann lass es enden“, sagte Benjamin. „Lass es richtig enden.“

„Du wirst mir nicht erklären, was du damit meinst, oder?“

„Wahrheit entsteht aus Erfahrungen, nicht aus Erzählungen.“

Langsam nickte ich. „Das stimmt wohl.“

„Wir werden uns sehen“, versprach er mir.

Matt lächelte ich ihn an. „Werde ich dich noch mehr hassen als in Chronas Geschichte?“

„Hass ist ein großes Wort.“

„Hätte ich denn ein Recht dazu?“

Benjamin wiegt bedächtig den Kopf. „Das wird sich zeigen. Ich spiele.“

Kichernd stemmte ich die Hände in die Hüften. „Ich auch. Anders zwar, aber ich auch.“

„Auf die gleiche Weise“, sagt Benjamin. „Nur besser.“

Ehe ich widersprechen konnte, deutet er auf eine junge Frau, die sich im Schatten eines Feigenbaums an dessen Stamm lehnte. Das dichte, rote Haar

umspielte ihr schönes Gesicht und sie schloss genießerisch die Augen. „Sie wird bald erneut auf mein Schachbrett treten.“

„Erneut?“

„Nur weil ein Mann den Namen ändert und das Gesicht, bedeutet das nicht, dass er neu ist.“

„Das beunruhigt mich jetzt irgendwie“, scherzte ich. Benjamin ging darauf nicht ein. Konzentriert beobachtete ich die Frau. Ihre Haut wirkte kränklich blass. Wie die jedes Menschen, dem ich hier begegnete. So viel Sonne sie in ihren Erzählungen auch genossen, ihre Körper würde zu einem Teil bis zum bitteren Ende an diesem Ort bleiben. Alleingelassen, ausgesaugt, den Schatten geopfert.

„Ben“, flüsterte ich, „wenn das hier alles endet, dann werde nicht nur ich dieses Traumreich verlassen können, oder? Sondern ihr auch. Ihr alle.“

Ich erhielt keine Antwort. Als ich mich umdrehte, war ich allein. Beinahe. Einige Meter von mir entfernt döste Anastasia, scheinbar sorglos. Ich könnte mir keine Geschichte vorstellen, die sie umtrieb, und war ebenso wenig dazu in der Lage, sie aus meinem Kopf zu verbannen und mich jemand anderem zuzuwenden. Vielleicht wich ich von Benjamins Chronologie ab. Vielleicht schlug ich vor der Zeit meine Haken, aber das hier, es war die richtige Entscheidung.

Mir war heiß und kalt zugleich, als ich aus dem Schatten trat, hinein in eine Sonne, die nur im Herzen dieses Traumreiches scheinen sollte. Deren Intensivität ich beinahe vergessen hätte. Diese durchdringende Wärme, die einem niemals den Schweiß auf die Stirn trieb. Sie fing sich in Anastasias Haar und schenkte ihm einen neuen Glanz. Einen intensiveren Schimmer, der nicht von dieser Welt zu sein schien.

Anastasia bemerkte mich nicht. Die Hände hatte sie über dem Bauch gefaltet, als sollte ein alter Künstler ihr Bild auf Öl bannen. Eine schlummernde Göttin.

Ich wusste nicht, wie ich sie begrüßen sollte, also sah ich sie nur an.

Beobachtete sie, bis sich jedes Detail ihrer zarten Gestalt in meinen Geist gebrannt hatte, die geschwungenen Lippen, das dichte, lange Haar, das ihr bis zur Taille reichte und sich wie ein Umhang um sie legte. Die rosa Fingernägel und das schlichte, luftige Kleid, unter dem sie eine einfache Hose trug, die Füße nackt den Gräsern entgegengestreckt.

Die Stunden schienen zu verfliegen und ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Wolken schoben sich vor die Sonne und tilgten ihr Glühen. Blinzelnd richtete Anastasia sich auf, sich mit den Händen über die Augen reibend und leicht desorientiert um sich blickend, als wäre sie aus einem langen Schlaf erwacht. Sie schien meine Blicke zu spüren. Hastig drehte sie sich zu mir um. Eine steile Falte grub sich zwischen ihre Brauen. Mir war dieser Gesichtsausdruck inzwischen ähnlich bekannt wie der meiner eigenen Verwunderung.

„Kann ich dir helfen?“, fragte Anastasia mich nach einigen ratlosen Momenten, die ich kein Wort über die Lippen brachte. Sie nur anstarren konnte als die atemberaubend schöne Frau, die sie war. Als die Hauptprotagonistin meiner nächsten Geschichte.

„Erzähl mir von dir“, sagte ich unvermittelt.

Zögerlich lachte sie auf. „Was meinst du damit?“

Ich löste mich aus dem Schatten und ging auf sie zu. Wahrscheinlich erinnerte ich an ein verschrobenes Mädchen, das man zur Sicherheit aller in eine geschlossene Anstalt bringen sollte. Vermutlich war ich mehr als Fehl am Platz. Aber es war Zeit. Für ihre Geschichte. Ich spürte es mit jeder meiner Fasern. Wenn ich nicht zuerst über sie schrieb, würde ich niemanden von den anderen verstehen können. Sie würden sich mir alle verschließen. Sie würden sich vor meinen Augen alle verdrehen, alle verheddern, alle verstellen.

„Erzähl mir von dir“, wiederholte ich. „So meine ich das. Erzähl mir von dir als wolltest du, dass ich über dich schreibe.“

„Schreiben?“ Zögernd schüttelte sie den Kopf. „Ich glaube nicht, dass das dieses Mal gut ausgeht.“

„Dieses Mal?“, fragte ich. Überrascht.

„Dieses Mal“, gestand sie leise. „Es endet immer auf die gleiche Weise.“

„Willst du mir das erklären?“

Matt lächelte sie mich an. „Wer bist du?“

„Celina“, sagte ich hastig.

„Haben wir schon einmal gemeinsam gelebt?“

„Nein“, antwortete ich hastig. „Ganz bestimmt nicht.“

„Warum bist du dann hier?“

„Ich habe ein Bild von dir gesehen und ich versuche zu verstehen, was es bedeutet.“

„Die meisten Bilder bergen nichts als Farbe und Ausdruck.“

„Das war anders“, sagte ich. „Es hat sich angefühlt wie der Anfang einer



Geschichte.“

Summend schloss sie die Augen, während der Wind auffrischte und an den Zweigen er Feige rüttelte. „Über mich sollte niemand mehr schreiben“, sagte Anastasia. „Ich gebe zu viel und bekomme zu wenig zurück.“

„Was würdest du dir denn wünschen?“, fragte ich. „Vielleicht wäre das machbar. Ich könnte dir zur Seite stehen oder ich könnte versuchen, mit dir über deine Entscheidungen zu sprechen.“

„Frieden.“ Ruckartig setzte Anastasia sich auf. „Von jedem einzelnen, der über mich schreiben will. Meine Geschichte ist auserzählt. Nur weil sie sich regelmäßig wiederholt, macht es sie nicht neu.“

„Was meinst du damit?“, fragte ich zögernd. „Damit, dass sich alles wiederholt.“

„Was ich sage.“ Anastasia sah mir fest in die Augen, die Iriden blau wie ein sorgenloser Sommerhimmel. „Nur, weil der Spieler seinen Namen und seine Gestalt ändert, wird er zu keinem besseren Mann. Ich bin es leid, dass über mich erzählt wird und jedes Buch gleich endet.“

„Wenn ich über dich schreiben dürfte“, sagte ich hastig, „dann würde es anders ausgehen.“

„Das schwören sie alle.“

„Ich könnte eingreifen.“

„Das tun sie alle.“

„Gut.“ Ich stockte. „Dann werde ich nichts tun. Rein gar nichts. Ich werde es nur aufschreiben. Nur protokollieren. Ich muss mit nichts davon etwas zu tun haben, wenn dir das lieber ist.“

Anastasias Arme zitterten kaum merklich, als sie sie abwehrend vor der Brust verschränkte. „Ich will nicht, dass über mich geschrieben wird.“

„Weil es zu früh ist?“, fragte ich stockend. „Wenn dir das lieber ist, dann können wir auch warten. Ich kann auch erst in ein paar Monaten anfangen, über dich zu schreiben. Das wäre in Ordnung für mich.“

„Ich will nicht, dass über mich geschrieben wird“, wiederholte Anastasia, die Stimme leicht erhoben. „Ich weiß, wie es endet. Jeder weiß es. Warum das immer gleiche Geschehen in Worte fassen.“

„Dieses Mal könnte es anders sein.“

„Es bleibt gleich.“

„Es bleibt nicht gleich“, beharrte ich. „Wenn du zulässt, dass ich über dich schreibe, dann wird es anders. Ich schwöre es dir. Ich mache das nicht wie die

anderen.“

„Das sagen sie alle.“

„Ach ja?“ Ich straffte die Schultern. „Wie viele von den Autoren sind zu dir gekommen und haben dich darum angefleht, über dich schreiben zu können? Wie viele wollten mit dir reden und einfach nur dokumentieren, was du durchlebst? Wie viele davon gab es?“

Anastasia antwortete mir nicht.

„Keinen einzigen. Und weißt du auch, woher ich das so genau weiß?“ Ich wartete auf keine Antwort. „Weil ich, im Gegensatz zu all den anderen, als wahnsinnig beschimpft werden würde, wenn ich erzählen würde, wie meine Bücher geschrieben werden. Jeder andere Autor plant vor und versucht krampfhaft, das Beste aus den Figuren und aus der Geschichte herauszuholen bis alles, was er schreibt, das Gleiche ist. Ich höre nur zu. Ich protokolliere. Ein einziges Mal in fünfzehn Büchern habe ich wirklich eingegriffen und das nur, weil man mich darum angefleht hat.“ Anastasia reagierte nicht. Ebenso gut hätte ich schweigen können. „Ich bin nicht wie die anderen“, flehte ich.

„Das musst du mir glauben. Ich mach es anders.“

„Mach es besser“, sagte sie heftig.

„Das kann ich dir nicht versprechen.“

„Warum bist du dann hier?“

„Weil ich über dich schreiben möchte“, flüsterte ich, „und hoffe, dass du mir die Worte dafür gibst.“

Ich saß allein vor meinem Laptop. Anastasia ließ mich nicht ein. Nicht einen Gedanken schien sie an mich zu verschwenden, während ich dort saß und auf das leere Dokument starrte. In Erinnerung an die Worte des Grauen Mannes wollte ich beginnen, Nathaniels Geschichte zu schreiben. Er war nah bei mir, ohne dass ich ihm außerhalb von Chronas Erleben je begegnet wäre, aber was er mir zeigte, ergab keinen Sinn. Ich schrieb es nieder, resignierte und entfernte mich davon. Ein zehrendes Trauerspiel.

Stillschweigend versuchten Nathaniel und ich eine Ebene zu finden, auf der wir gemeinsam funktionieren könnten. Wir scheiterten von Mal zu Mal. Ich entschuldigte mich bei ihm und er schien mein Flehen zu akzeptieren, jedoch nicht verinnerlichen zu können.

Nathaniel wollte, dass ich über ihn schrieb, aber ich konnte nicht. Anastasia verweigerte sich mir, aber ich wusste, würde sie uns nur eine winzige Chance geben, ich könnte all das niederschreiben, was sie sich erhoffte. Es würde anders werden. Es würde besser wären. Weil mich der Effekt nicht interessiert, weil es nie meine Intention war jeden anzusprechen, sondern die Wahrheit auf das Silbertablett zu legen und jedem, der daran interessiert war, zu überreichen, damit er sie selbst wiegen wollte. Selbst entscheiden wollte.

Als Nathaniel ging, die Aussichtslosigkeit begreifend wie ich, war ich erneut allein. Ich versuchte über Benjamin zu schreiben und was ich zu Papier brachte, es war gut, aber es hatte einen anderen Charakter. Einen neuen. Ich schrieb nicht durch seine Augen, nicht durch sein Herz. Verzweifelt versuchte ich in meine eigenen, beschränkten Worte zu legen, was ich über ihn erfahren hatte. Übersprang vermutlich das Wichtigste und musste das, was ich schrieb, begriffen und verarbeitet haben, bevor ich es dokumentierte. Ich ließ das begonnene Dokument ähnlich schnell verschwinden wie Nathaniels und suchte nach Argumenten, die Anastasia überzeugen könnten. Wenn ich nicht über sie schrieb, ich ahnte, dass sich mir vieles, was später kam, verschließen würde. Ich spürte ein Brodeln tief in mir, das kein Anfang und kein Ende kannte, nicht wütend war, nicht hilflos. Nur ratlos.

Sobald ich träumte, suchte ich Anastasia auf und ging doch nicht auf sie zu, weil alles, was ich zu sagen hatte, bereits zwischen uns stand. Es war, als

versuchte ich jemanden von meinem Wohlwollen zu überzeugen, von meiner Liebe, von allem, was ich für denjenigen empfand. Ich könnte Anastasia mit Blumen überhäufen und sie würde noch immer an meinen Absichten zweifeln.

Aus unserem kurzen Gespräch hatte ich mir ein lückenhaftes Konzept zusammengereimt. Worüber ich schreiben sollte, worüber ich schreiben wollte, war bereits einige Male geschehen und genau gleich verlaufen. Unter der Hand eines Spielers. Der Spieler, zweifelsohne, war Benjamin. Ihm gehörte alles, was in diesem Universum geschah. Er war zuerst da gewesen. Glaubte ich ihm, dann hatte er mich bereits vor über einem Jahrzehnt auf das alles aufmerksam gemacht.

Wenn ich wollte, dass es dieses Mal anders würde, musste ich zu Benjamin durchdringen. Wir müssen zusammenarbeiten. Ein Schritt, der sich erst lohnte, wenn Anastasia sich mir öffnete. Ein Buch zu schreiben aus meiner eigenen Seele, aus meinem eigenen Wissen heraus? Mit den Zeichen auf seinen Seiten wäre es leerer als zuvor.

Ich schrieb Listen. Ich zerknüllte sie und in meiner Traumwelt, da verbrannte ich sie. Dem dramatischen Effekt wegen. Das ein ums andere Mal hatten die Bücher mich verzweifeln lassen. Des Geschehens wegen. Weil in ihnen sich die Welt zerriss, ehe sie sich wieder zusammenfügte. Weil ich ihnen lernte, was Verlust bedeutet und was übersprudelnde Freude. Wie es sich anfühlte, verliebt zu sein, und welchen Stolz man empfand, wenn man über sich selbst hinausgewachsen war.

An diesem Tag standen mir die Tränen in den Augen, weil man mir nicht zuhörte. Weil man mich verwies und aussperrte und ich nicht in der Lage dazu war, Nathaniel zu begreifen, um der Chronologie des Geschehens weiter zu folgen.

In dieser Nacht blieb ich nicht lang allein. Schweigend setzte man sich neben mich und als ich überrascht den Kopf drehte, lehnte Chrona neben mir, das blonde Haar perfekt frisiert, jeden Makel überschminkt und ein Kleid befleckend, das mit Sicherheit mehr wert war als mein gesamtes Leben. „Das Spiel?“, fragte sie mich unvermittelt anstatt einer Begrüßung. Anstatt eines Lächelns.

„Das Spiel“, bestätigte ich seufzend und schloss kurz die Augen. „Ich habe diejenige gefunden, um die es sich dreht, aber sie weigert sich, mit mir zu sprechen.“

Nachdenklich nickte Chrona. „Warum?“

„Weil es wohl immer gleich ausginge.“ Gequält hob ich die Schultern. „Ich würde ja sagen, ich weiß ganz und gar, was sie damit meint, aber ich habe keine Ahnung.“

„Am Ende sind alle bis auf einer tot“, sagte Chrona. „Wenn sie sich erinnert, wird sie wohl überlebt haben.“

Ich schnaubte. „Wenn es wirklich so einfach wäre, könnte ich zum Schluss auch eingreifen, sie erledigen und dann hat sich das.“

„Skrupel sind ein Geschenk“, sagte Chrona mahnend.

Stirnrunzelnd betrachtete ich sie. „Du kennst mich. Als wäre ich je dazu in der Lage, sowas zu tun.“

„Du kannst zusehen. Untätig bleiben zu müssen, birgt eine ähnliche Grausamkeit.“

Ich öffnete den Mund, um ihr zu widersprechen, aber konnte nicht. Nicht mit gutem Gewissen. Wie oft hatte ich den Verlauf ändern wollen? Wie oft hatte mich das Geschehen zerrissen und wie oft hatte ich mich dafür verflucht, dass ich die Reinheit einer Geschichte über ihre Protagonisten stellte.

„Wie würdest du sie überzeugen?“, fragte ich Chrona unvermittelt. „Was würdest du sagen?“

„Ich würde sie nicht bitten.“

„Ich kann niemanden dazu zwingen, mich in seine Seele zu lassen“, seufzte ich.

„Warum nicht?“

Ungläubig sah ich sie an. „Weil es deren Seele ist, nicht meine. Es ist deren Geschichte.“

„Mach sie zu deiner.“

„Schwierig.“

„Schreib es um dich herum. Bring dich ein.“ Zögernd hob Chrona eine Schulter. „Ich habe dich lang genug beobachtet, um dieses Vertrauen in ich zu haben.“

„Dass ich eine gute Geschichte schreiben könnte?“ Ich rollte die Augen.

„Mach dich nicht lächerlich. Ich bekomme kaum einen ordentlichen Brief zu Papier.“

„Alles, was du bisher dokumentiert hast, besaß Charakter.“

„Charakter besitzt auch ein grüner Punkt auf einer weißen Leinwand. Viel Begabung braucht man dafür trotzdem nicht.“

„Kunst ist seine eigene Form des Zaubers. Sie lässt angedeihen, was der Betrachter sich wünscht“, sagte Chrona wegwerfend. „Vergleich dein Tun nicht mit der Malerei.“

„Es ist das Gleiche.“

„Würdest du den Mut finden, den Pinsel zu schwingen, zweifelsohne.“

Angespannt presste ich die Lippen zusammen. „Ich wüsste nicht, wie ich es anfangen sollte.“

„Stell Regeln auf.“

„Und dann?“

„Titel.“

„Ich werde nicht damit anfangen, mir Buchtitel selbst zu überlegen!“, rief ich aus. „Dann wird das alles von vorn bis hinten lächerlich.“

Chrona seufzte auf. Spitz, genervt, ignorant, arrogant. Wie nur sie es konnte.

„Zwing sie in ihre Position. Zwing sie auf ihren Platz.“

„Ich bin nicht du. Ich bin wirklich schlecht in sowas.“

„Dann lern es.“

„Stell dir vor, ich müsste ein ganzes Buch schreiben mit jemandem, der nicht mit mir sprechen will!“, rief ich aus. „Das würde eine Katastrophe werden.“

„Dieses Spiel umfasst nicht nur sie.“ Eine steile Falte grub sich in Chronas Stirn. „Das wissen wir beide.“

Ich leckte mir nervös über die Lippen. Mir kam ein Gedanke, wahnsinnig und verlockend zugleich. Foscor, Vladimirs Geschichte, damals hatte ich sie aus verschiedenen Perspektiven beleuchtet und mir geschworen, nie wieder in dieses vermeintlich simplere Muster zurückzufallen. Aber ich war älter geworden, strukturierter und interessierter. Ich war offener und nahm an, was kam.

„Wärest du denn ein weiteres Mal für mich da?“, fragte ich stockend.

Chrona schenkte mir ein winziges Lächeln. Ein Hauch von Wärme schwang darin mit. „Für dich würde ich mich in meinem besten Kleid auf den bloßen Boden setzen.“

Schallend lachte ich auf. Über unseren Köpfen knarzten die Äste. „Unter normalen Umständen“, fuhr ich schließlich fort, „würde ich warten. Aber hier habe ich das Gefühl, dass mir die Zeit davonläuft. Entweder ich nehme mich dieser Geschichte jetzt an oder gar nicht.“

„Du willst sie schreiben“, stellte Chrona fest.

„Unbedingt“, wisperte ich. „Fast so sehr wie deine Geschichte.“

„Meine wir unübertroffen bleiben“, sagte Chrona mit einem Hauch ihrer alten Selbstgefälligkeit. „Dir ist das bewusst.“

„Es wird schwer werden, sie zu toppen“, räumte ich ein.

„Versuchst du das?“

„Ich versuche immer, dass alles besser wird“, sagte ich. „Wenn ich dich bei mir wüsste, dann wären das die besten Voraussetzungen.“

„Weißt du, wer spielen muss?“

„Ungefähr.“

„Such sie“, riet Chrona mir. „Sprich sie an. Einige von ihnen schulden dir einen Gefallen, einige sind dir womöglich verfallen. Es sollte ein simples Geschehen werden, in das dein Objekt der Begierde wankt wie ein Reh im Scheinwerferlicht.“

„Mein Objekt der Begierde“, spottete ich und sah Chrona mit zusammengezogenen Brauen an. „Wirklich?“

„Wie du es auch nennen willst.“

Schnaufend rollte ich die Augen und verschränkte die Arme vor der Brust.

„Mir gefällt das wirklich“, flüsterte ich. „Es wird schwer werden und mir wird der Kopf wehtun, aber es gefällt mir.“

„Was?“

„Von einem zum anderen zu gehen. Vielleicht können wir das Gesamtbild auf die Weise besser greifen.“

„Vielleicht“, pflichtete Chrona mir bei. „Falls nicht, hast du dein Bestes gegeben.“

Ich seufzte schwer und schloss die Augen. „Erstaunlich, dass du mir hilfst.“

„Du bist nur ein Auswuchs des Übels“, sagte Chrona wegwerfend.

„Womöglich der erträglichste von allen. Ich ziehe es vor, ein Wort mitreden zu können, wenn es um meine Zukunft geht.“

„Verständlich.“

Knapp nickte Chrona und faltete die Hände. Schweigend ließen wir die Umgebung auf uns wirken, das Knacken, das Knistern. Die Stille.

„Wie geht es dir?“, fragte ich Chrona unvermittelt.

Fragend hob sie eine Braue, die Lippen abfällig verzogen. „Angemessen. Danke der Nachfrage.“

„Also nicht so gut?“

Chrona wirkte beinahe verwundert. „Doch. Mir geht es hervorragend.“

„Warum hast du dann nicht ...“

„Ich vergesse manchmal, wie simpel du aufgewachsen bist, und wie direkt, du deine Antwort benötigst, um sie zu verstehen“, unterbrach Chrona mich.

„Ach.“

Sie räusperte sich und kam zurück auf die Beine. Ich bildete mir ein, zu sehen, wie Chrona mit sich rang, dann entschied sie sich dagegen, das Kleid abzuklopfen, und raffte lieblos die Röcke. „Es hatte mir ohnehin kaum imponiert“, sagte sie spitz.

„Blau steht dir besser.“

„Welches blau?“

Stöhnend schloss ich die Augen und konnte doch nicht anders, als Chrona anzugrinsen. „Irgendeines. Ein schönes Blau.“

„Der Träger macht die Farbe schön.“

„Ganz bestimmt.“ Ich winkte ab. „Wir versuchen das also?“, fragte ich

Chrona. „Ich stelle ein paar Regeln auf und versuche einfach, sie in die Sache hineinzulocken?“

„Es ist einen Versuch wert.“ Knapp hob Chrona ihre linke Schulter. „Vergiss niemals, niemand ist dazu verpflichtet, um Erlaubnis zu bitten.“

„Zumindest nicht in einer Welt.“

„In keiner Welt“, sagte Chrona, als wäre es das Selbstverständlichste. „Jeder ist, wozu er sich macht. Degradier dich nicht zum Speichellecker.“ Ihr Lächeln war kurz, aber herzlich. „Ein Teil von mir vermisst unsere gemeinsame Zeit“, sagte sie. „Ein anderer genießt, dass Ruhe eingekehrt ist.“

„Verstehe ich.“ Seufzend schüttelte ich den Kopf. „Mir geht es ähnlich.“

„Du suchst bereits nach dem nächsten Abenteuer.“

„Nicht richtig. Ich bin völlig fertig und überfordert. Aber ich habe das Gefühl, wenn ich jetzt nicht anfange, dann ist es zu spät.“

„Du bist, was du zulässt zu sein“, wiederholte Chrona. „Bleib offenen Mutes für das bestmögliche Ergebnis.“ Sie nickte mir knapp zu, dann machte sie sich daran, in den Schatten zu verschwinden, um dahin zurückzukehren, wo sie hingehört: an die Spitze.

„Chrona!“, rief ich ihr nach. Wenige Momente von der verschlingenden Schwärze entfernt drehte sie sich zu mir um, abwartend eine Braue gehoben. Alles an ihrem Gebaren rief „Zeit ist Geld“. „Wenn ich eines Tages dazu bereit



sein sollte, das alles zu veröffentlichen, dann will ich, dass deine Geschichte fast am Anfang steht. Wäre das für dich in Ordnung?“

„Solange ich auch der krönende Abschluss bin“, wegwerfend bewegte sie die rechte Hand, „kümmert es mich nicht.“

„Danke.“

„Ich gebe jeden Dank und jeden Fluch zurück.“ Erneut verzogen sich ihre Lippen zu einem kleinen Lächeln. „Mach das Beste aus dem Spiel, Celina. Ich bin es leid, müde leeren Anweisungen zu folgen.“

„Das kann ich verstehen.“

„Darauf setze ich.“

Während Chrona verschwand, sah ich ihr nach, unsicher, was ich als nächstes tun sollte, während die Lösung mir gleichzeitig deutlicher und deutlicher vor Augen wuchs. Ein Teil von mir wollte aufwachen, sich aus diesem Traumreich katapultieren und mit dem Schreiben beginnen, selbst die Zügel in die Hand nehmen und das Geschehen leiten. Keine Zweifel an meinen eigenen Fähigkeiten hielten mich zurück. Lediglich eine leichte Unruhe bezüglich aller Möglichkeiten, die ich mir verbauen könnte.

Seufzend ging ich ein letztes Mal zu Anastasia, obwohl ich wusste, dass meine Nacht sich dem Ende zuneigte und ich aufwachen würde, bald. Um das neue Buch zu beginnen, was die Hauptprotagonistin auch davon halten wollte.

Sie befand sich unter dem Feigenbaum, die Beine zum Schneidersitz verknötet und die Stirn leicht gerunzelt.

„Anastasia!“, rief ich, wartete nicht darauf, dass sie mich entdeckte. „Wenn ich den Spieler kennen würde, wenn ich ihn gut kennen würde und dir garantieren würde, dass er nicht allein über dich allein entscheidet, dürfte ich dann über dich schreiben?“

Sie blieb mir meine Antwort schuldig. Ich schleuderte mich selbst aus der Traumwelt, fluchend und unzufrieden mit dem Ende dieser Situation. Mit der ganzen Umsetzung dieser Schnapsidee. Ich war nur Momente davon entfernt, frustriert gegen die Wand zu treten. Mehr aus Trotz als aus Vernunft zog ich den Laptop heran und begann die Geschichte auf meine Weise. Mit einem simplen, schlichten, knappen Regelwerk.

„Es ist nicht korrekt.“ Meine Finger verharrten über der Tastatur. Ich räusperte mich und schloss die Augen, noch ausreichen vom Schlaf umfangen, damit ich mir ihre Stimme durchaus hätte einbilden können. Dann fühlte ich Anastasia bei mir. In jeder meiner Fasern, als hätte sie sich nie einer

Zusammenarbeit verweigert. „Das Regelwerk ist nicht korrekt“, konkretisierte Anastasia.

Ich war überrascht genug, dass ich meine eigenen Regeln mir gegenüber durchbrach und in Gedanken Worte an sie richtete. „Was tust du hier?“

„Diese Geschichte schreiben.“ Anastasia räusperte sich und ich spürte ihre Unsicherheit in jeder meiner Fasern. „Unter der Bedingung, dass der Spieler sie abändert.“

Ich biss mir auf die Innenseite meiner Wange. „Das wird er.“ Ein Versprechen für das ich nicht garantieren konnte, von dem ich aber wusste, dass es die einzige Konsequenz war, die aus dem aktuellen Geschehen gezogen werden konnte.

„Schwör es mir bei deinem Leben.“

„Ich schwör es dir bei allem, was du willst.“

„Es darf nicht enden wie die Male zuvor.“

„Wirst du mir sagen, wie es vorher ausgegangen ist?“, fragte ich, in meinem Bett sitzend, das Haar wirr vom unruhigen Schlaf.

„Einsam“, wisperte Anastasia. „Ich war allein.“

„Inwiefern?“

„Ich war allein“, flüsterte sie. „Am Ende war ich immer allein und wer gegangen war, tat es meinetwegen.“

Ich räusperte mich. „Wir schaffen das“, versprach ich ihr. „Wir gehen da nicht allein durch.“

Anastasia gab einen zustimmenden Laut von sich. „So richtig allein war ich noch nie.“

„Das ist doch gut.“

„Nein“, wisperte Anastasia. „Nein, das ist es nicht.“

Mir war bewusst, dass dieses Spiel einen deutlich größeren Raum einnehmen würde als die Geschichten zuvor. Mir war nicht bewusst, welche Anstrengungen es kosten würde, als Kreuzung zu fungieren. Keine zwei aufeinanderfolgenden Kapitel durfte ich aus der gleichen Perspektive verfassen. Anastasia erleichterte mir die Arbeit nicht, ließ mich nicht durch ihre Augen in die Herzen der anderen blicken. Weil ihr diese Möglichkeiten fehlten? Es war, als spielte man mich hin und her, als würde man mich zerreißen, um als nächstes Teil dieser Geschichte sein zu können. Als wäre ich nichts weiter als ein wankendes, überfordertes Mittel zu Zweck, das

verzweifelt versuchte, Worte und Stimmungen zu Papier zu bringen, die es nicht verstand. Die es überrollten. Die ihm keine Zeit gaben, zu überdenken, was niedergeschrieben wurde.

Meine Hände zitterten unkontrolliert. Ich wusste die Welt nicht perfekt zu greifen wie alle zuvor. Mir wurde keine Gelegenheit dazu gegeben, mich zu sortieren. Ich war nur da, schwankte wie ein Schiff auf hoher See und japste flehend um Atem.

„Es überfordert dich“, stellte Benjamin nüchtern fest. Ich lag schwitzend in meinem Bett und hatte mich eines Traumes wegen hin und her gewälzt, den ich nicht hatte greifen können.

„Es ist schon in Ordnung“, flüsterte ich rau und atmete tief durch. Benjamin hatte mich aus dem unsichtbaren Strudel gerissen, hinein in die mollige Stille des ruhenden Meeres. Entspannt plätscherte es über den Strand, nicht wütend, nicht rasend, nicht spielend. Ruhend. „Es ist nur anders.“

„Du hast dich auf eine neue Dimension begeben.“

„Hä?“ Fragend sah ich Benjamin an. „Welche Dimension?“

„Die des Spiels.“

„Oh.“ Ich räusperte mich. „Gibt es viele Dimensionen?“

„Die Antwort wird sich dir bei Gelegenheit erschließen.“

Die Erschöpfung fraß mich auf. Anstatt zu widersprechen, nickte ich nur. „Es sind Viele“, sagte ich vage. „Die meisten von ihnen kenne ich, aber die Zeit spielt keine Rolle mehr. Nichts ist mehr wichtig. Es ist alles zerhackt und verworren und ich kann mir nie sicher sein, was mich als nächstes erwartet.“

„Dieses Spiel dient dem Untergang der Mächtigsten.“

„Du willst sie nicht wirklich alle sterben lassen“, sagte ich.

Benjamin betrachtete mich nachdenklich. „Selbst wenn ich das wollte, wäre es belanglos. Ihre Existenz wurde auf eine weitere Dimension ausgedehnt. Sterben sie, kehren sie zu dem Ursprungspunkt zurück.“

„Ursprungspunkt?“, murmelte ich.

„Ja.“

„Inwiefern?“

„Insofern“, sagt Benjamin langsam, „dass ich sie lediglich in der Dimension vernichten lassen würde, die ich ihnen für dieses Spiel eröffnet habe. Sie wären davon völlig unbeeinflusst in ihrer eigenen.“

„Wie eine Kopie?“, fragte ich träge.

„Im entferntesten Sinn.“

„Merken sie es dann überhaupt?“

„Wie im Traum.“ Benjamin hielt meinen Blick gedankenverloren. „Sie treiben das gleiche Spiel wie du. Nur bannen sie das Geschehen nicht auf Papier.“

„Ist ja verrückt“, murmelte ich und tatsächlich zu begreifen, was Benjamin sagte. „Es ist ziemlich viel“, wiederholte ich nach einigen Momenten. „Mehr, als ich erwartet hätte.“

„Es ist ein Spiel der Superlative.“

„Du leitest es.“

„Ich werde gelehrt“, sagte Benjamin leise und blickte mir tief in die Augen.

„Du wirst gelehrt“, wiederholte ich seine Worte stumpf, ohne sie zu begreifen.

„Wirst du tun, was getan werden muss?“, fragte Benjamin mich.

„Was meinst du?“

„Wirst du mutig genug sein, Teil dessen zu werden?“

„Ich bin nicht gut in solchen Spielen.“

„Du wärst nicht in der gleichen Position wie die anderen.“

„Trotzdem.“ Gähnend schloss ich die Augen und wollte mich von dem leisen Plätschern der Wellen forttragen lassen. In eine sorglose, stimmenleere Welt.

„Ich meine erfahren zu haben, dass du Anastasia ein Versprechen machtest, damit dieses Spiel anders endet als die Vorherigen.“

„Du bist kein böser Mensch“, murmelte ich. „Du wirst sie nicht alle töten.“

„Es ist meine Aufgabe.“

„Ist es nicht.“

„Sorg dafür, dass das der Wahrheit entspricht. Ich bin eines sinnlosen Mordens müde wie die meisten von ihnen. Schreib die Regeln neu.“

„Betrachte sie als aktualisiert.“

„Dafür musst du Teil des Geschehens werden.“

„Das schaffe ich schon.“

„Schreib dich in das Buch“, konkretisierte Benjamin. „Du bist gut genug dafür.“

„Gut genug?“ Lallend lachte ich. „Mir wurde das Gehirn gekocht. Ich kann nicht einmal mehr richtig sprechen.“

„Schlaf darüber.“

„Ich schlafe darüber“, stimmte ich Benjamin träge zu. „Ich schlafe darüber.“ Verschwommen nahm ich wahr, wie er verschwand. Wellen spielten sich den

Strand hinauf und ich lauschte ihren sanften Melodien. Ein zauberhafter Klang, der mich verführte und einzigartig fühlen ließ. Sicherheit schuf, die mich in ihre Arme zog.

Pflegte die Traumwelt, mich zu jagen, ließ sich mich in dieser Nacht meine Ruhe finden. Summend lag ich in meinem Bett, genoss die Kühle auf der Haut, die der Strand über mich spülte, und träumte mich in Entspannung. Als ich erwachte, war ich ausgeruht.

Als ich erwachte, fürchtete ich dieses Buch mehr als zuvor.

Nicht zum Verkauf bestimmt

Meine Worte zu finden, meine eigenen, die sich homogen in das Geschehen fügten und zeitgleich nicht zerrissen, was es gab, war schwer. Nicht schwer genug, dass ich einen zweiten Gedanken an das verschwendet hätte, was ich schrieb, aber derart anspruchsvoll, dass ich Ruhe benötigte. Absolute Stille. Nie zuvor hatte ich mich während des Schreibens eines Buches einschließen müssen. Wenn es um mich tobte, genoss ich das Treiben. Sprach man mich an, störte es mich nicht – tippen konnte ich, ohne hinzusehen. Meine eigenen Ideen aber zu Papier zu bringen? Entscheidungen, von denen ich wusste, dass sie in dieser Welt richtungsweisend sein würden? Unumgänglich? Elementar? Unumstößlich.

Ich durchdachte jeden Satz zweimal, ehe ich ihn schrieb, hielt mein Passagen so kurz wie möglich. In ein Buch wollte ich nur soweit gehören, wie es dringend notwendig war. Mich Teil dessen werden zu lassen? Ich fürchtete, was danach kommen könnte.

Die Chronicles of Kings and Queens, das Spiel des Grauen Mannes, sie fraßen mich auf. Ich war ein ausgewrongenes Tuch, ein zerknülltes Blatt Papier, eine wandelnde Gestalt, die blind ihren Pflichten nachkam und nichts tatsächlich registrierte – weder die Worte auf dem Papier noch alles andere. In diesen Monaten traf ich mich mit kaum jemandem. Wenn doch, dann fühlte ich mich gestört. Was ich verfasste, hatte oberste Priorität und je länger die Stille währte, desto tiefer sog ich sie in mich auf. Schlafen zu gehen, war eine lapidare Notwendigkeit, die ich kaum bemerkte. Ich legte mich hin, nickte auf der Stelle ein, erwachte Atemzüge später und stellte fest, dass Stunden vergangen waren.

Es regnete in Strömen, um den Schnee des Winters zu tauen, und ich hatte das Fenster angelehnt. Lauschte dem Rauschen und Plätschern, das eine angenehm stechende Kälte in mein Zimmer fließen ließ. Die Reihe neigte sich dem Ende zu und war noch offen wie auf den ersten Seiten. Ein blindes Kräftemessen, das kein Ende fand. Ich hatte mir eine Decke über die Schultern gelegt, den Laptop auf den Knien, und lauschte alten Liedern, den Blick stoisch auf die Wand mir gegenüber gerichtet. Ich dachte nichts, ich fühlte nichts, war einfach nur da. Eine leere Hülle, die auf die nächsten Worte wartete. Auf das, was als nächstes geschehen musste und schauernd

überlegte, an welcher Stelle sie hätte eingreifen müssen. Mir waren schattenhafte Menschen begegnet, die sich in die Geschichte stahlen und ebenso schnell zurückzogen. Als ich Benjamin auf diejenigen ansprach, lächelte er milde. „Sie werden sich früh genug in die verbeißen.“

„Fürchtest du sie?“, hatte ich Benjamin gefragt.

„Ich kenne sie.“

„Also fürchtest du sie nicht.“

„Niemand bereitete mir mehr Sorgen. Nun, da es das Ende ist“, murmelte Benjamin. Ich begriff nicht, was er sagte. Während wir dieses kurze Gespräch führten, war kaum der dritte der sechs Bände geschrieben, die in ihrem Umfang alle vorherigen Geschichten in den Schatten stellten.

Nicht Benjamin nahm sich meiner an, während ich wartete. Keines dieser angedeuteten Gesichter, die sich einen Wimpernschlag lang Bedeutung griffen und sie im nächsten Atemzug wieder versetzten.

Eine seltsame Vertrautheit ging durch mich, als die nächste Kapitelüberschrift verfasste und bei Nennung des Namens innehielt. Vor meinen Augen formte sich ein Bild, malte sich von innen nach außen weiter aus. Meine Hände begannen unkontrolliert zu zittern und ich klemmte sie mir unter den Po. Die Gegenwart war bekannt wie amüsiert.

„Hast du das Schreiben verlernt?“, spottete Vlad. Kein Wort brachte ich hervor, keines zu Papier. Ich saß nur da und starrte auf den strahlenden Bildschirm. Das Weiß der Seite absorbierte mich und spuckte mich wieder aus. Hastig wischte ich mir mit dem Handrücken über die Nase.

„Was tust du hier?“, brachte ich hervor.

Vladimir seufzte schwer. „Der Graue Herr dachte sich, ich sollte die Spielehre retten. Gefalle ich dir nicht?“

„Der neue, schwarze König.“

„Ich weiß auch nicht, wie er darauf kommt, dass mir das gefallen könnte, aber mir sind die freien Tage zu Kopf gestiegen. Wenn nicht bald was passiert, drehe ich durch und das nicht auf die gute Weise.“

„Du bist hier“, flüsterte ich.

„Natürlich bin ich hier“, sagte Vladimir im Brustton der Überzeugung.

„Dachtest du wirklich, dass du mich so schnell wieder loswirst? Nur weil eine Geschichte pausiert, endet sie nicht.“

„Sie fühlte sich endgültig an“, wisperte ich.

„Nur weil ihr Menschen vor jedem Grab haltmacht und darunter einen fetten Schlusstrich setzt. Versuch mal mehr zu erkennen als nur das, was du gelernt hast zu sehen.“

„Das tue ich“, sagte ich stockend. „Du bist hier.“

„Darauf kannst du Gift nehmen.“ Vladimir räusperte sich. „Ich will ja wirklich die Wiedersehensfreude nicht schmälern und so, aber wenn wir noch etwas länger warten, verlier ich die Lust, der böse Kerl zu sein, zieh mir eine von Lavyers Blümchenblusen an und tanze Samba im Garten.“

Schallend lachte ich auf und schloss die Augen. Inhalierte die frische, vom Regen kühle Luft, die draußen den See schmolz. „Besser, wenn du losschießt.“

„Besser, wenn du mitschreibst“, neckte Vladimir mich. „Mir wurde gesagt, du brauchst inzwischen kein Jahr mehr, um ein Buch zu schreiben. Denk ja nicht, dass ich mich unter diesen Umständen noch wiederhole.“

„Sag mir, was ich wissen muss, und ich schreib es auf.“

„Ich sag dir noch mehr.“

Von diesem Moment an, von dieser Sekunde, wurden die Chronicles zu meinem zweiten zu Hause. Vladimir war nicht immer da, natürlich nicht, aber er begleitete mich jede freie Minute. Was geschah, schlüsselte er mir auf, wenn ich ihn darum bat. Es war, als wäre ich wieder zwölf Jahre alt und er würde mich an die Hand nehmen, um mir das Verstehen der Situation zu erleichtern. In seiner Gegenwart begann ich mich zu entspannen und der Geschichte den Druck zu nehmen. Ich bangte nicht mehr auf die nächste Sekunde, die ich mich selbst würde einbringen müssen. Ich sorgte mich nicht mehr um das Ende. Solange Vladimir da war, würde mir nichts geschehen. Nicht wirklich. Solange ich unbescholten blieb, würde es allen, die es wollten, ähnlich ergehen.

Die Chronicles waren das grausigste, furchtbarste, verdrehteste, egoistischste Ereignis, an dem ich je hatte teilnehmen müssen. Jede Sekunde liebte ich. Im Nachhinein. Weil, als das Ende fiel, erhielt ich alles, was ich mir wünschte, und das Spiel das, was es brauchte.

Ich träumte lange nicht und ich gab mir keine Gelegenheit, das zu ändern.

In der folgenden Woche brachte ich Benjamins Geschichte zu Papier. Mit meinen eigenen Worten. Sie war kurz, sie war prägnant. Alles, was ich über Benjamin erfahren hatte, passte auf hundert Seiten – und das war mehr als genug.



Kaum hatte ich Benjamins Geschichte gesichert, seinen Weg nach Gestern und meinen, machte ich mich daran, mein Versprechen an Nathaniel einzulösen. Bevor ich über ihn schreiben konnte, musste ich ihn verstehen, und obwohl wir einander während der Chronicles nähergekommen waren, löste das nicht unser Problem.

Zwei Wochen lang. In jeder freien Minute. Ich sah mir Dokumentationen über Serienmörder an, durchgrub die Originalbildaufzeichnungen, sah den Männern und Frauen in die Augen, die Morde begannen hatten und sie nicht bedauerten. Hörte ihnen zu, bis ich nichts mehr fühlte, nichts mehr war. Bis Macht und Erfüllung, Befriedigung die einzigen Begriffe waren, die noch Platz in meinem Inneren hatten.

Über Nathaniel zu schreiben, war das größte Meisterstück. Das brutalste. Ich kam kaum voran. Obwohl ich mich abgestumpft hatte, obwohl ich anderen Menschen wie ihm in die Augen gesehen und ihre Taten genau betrachtete hatte, obwohl ich bereit gewesen war, in jedes Extrem zu gehen, das kein Blut vergoss, zerriss mich jede Seite. Weil Nathaniel nicht wie diese Männer und Frauen war. Weil er unter seinen Taten litt wie die Opfer. Ich schrieb zweitausend Wörter über ihn und empfand seine hilflose Wut, seinen Hass, derart intensiv, dass ein gewöhnliches Gespräch nicht mehr möglich war. Mit niemandem.

Nathaniel trieb mich an meine Grenzen. Nicht, weil er mich leiden sehen wollte. Sondern weil er seine eigenen längst hatte überschreiten müssen. Wir balancierten auf Messerschneide, gemeinsam, und als ich den letzten Satz geschrieben hatte, wollte ich weinen, aber hatte keine Tränen in mir. Bitter schmeckte mein eigener Speichel. Ich wollte mich übergeben, aber konnte nicht. Mein linkes Auge war geschwollen. Ein Grießkorn, das mir einige Tage erhalten bleiben sollte.

Die Folgebände zu verfassen, war ein Leichtes. Sie dokumentierten Nathaniel und ich musste nichts, rein gar nichts dafür tun, dass er in ein für ihn angemessenes Licht getaucht wurde.

Stöhnend schloss ich die Augen und legte den Kopf in den Nacken. Als ich seine Geschichte abspeicherte, wusste ich nicht mehr, wer ich war. Wer ich sein wollte. Ich hörte nur ihn, die Erörterungen über ihn. Ich war gefangen in seiner Darstellung.

Benjamin hatte gewollt, dass ich Nathaniel zuerst Gehör schenkte. Es ist keine Übertreibung, wenn ich sage, dass ich ihn gut ein Jahr zuvor nicht

überlebt hätte. Die Chronicles, Anastasias Geschichte, hatte mich abgehärtet und gelehrt, mich auf den Kopf zu stellen, um dem Geschehen einen Sinn zu entlocken. Benjamins Darstellung hatte mir eine gewisse Gleichgültigkeit angeeignet lassen, die Dokumentationen über Serienmörder mir Glauben gemacht, ich wüsste, worauf ich mich einließ.

Nachdem ich Nathaniels Bücher beendet hatte, träumte ich. Wirr, verloren. Ich wusste, dass ich mich an dem gleichen Ort wie immer befand. Kopflos versuchte ich, ihm zu entfliehen. Eine dumme Vorstellung. Man hatte mich an dieses Reich gekettet, ehe ich die Idee des Fesselns nur verstanden hätte. Man hatte mich zu einem Sklaven meiner eigenen Träume gemacht, ehe ich wusste, dass ich versuchen könnte, ihnen zu entkommen.

Mein Herz schmerzte. Meine Seele. Beide schienen auszubluten und sich gegenseitig in die Arme zu ziehen, um das Überlebte zu verarbeiten. Wochen vergingen, in denen die Traumwelt sich beruhigte und mich als Mitglied akzeptierte. Monate, bis ich mich dazu bereitfühlte, wieder zu schreiben, und als es mich in den Fingern juckte, das nächste Buch zu beginnen, wartete ich nicht, bis eine Schattengestalt mich fand und verschlang.

Ich suchte die einzige Person, die mir beistehen konnte, um Nathaniel tatsächlich hinter mich zu bringen, auf eine neue Weise zu verstehen. Adeline. Nathaniels kleine Schwestern, deren Gesicht ich für Momente in Chronas Gegenwart sehen durfte, deren Liebe zu Nathaniel ich in seinen Erzählungen spürte und deren Beschreibungen ihrer Wirklichkeit den Zyklus auf seltsame Weise komplettieren würden.

Alles in mir war zu erschöpft, um sich den Kopf über Möglichkeiten und Regularien zu zerbrechen. Ich musste Adeline finden. Um alles in der Welt. Ich durfte sie nicht verschwinden lassen, zu einer Erinnerung verblassen lassen, die mich mit sich reißen würde. Die Furcht fraß mich auf, eine fremde Form der Verzweiflung, die mich Grenzen vergessen und neue Wege beschreiten ließ.

Ich wollte zu Adeline, um jeden Preis, also kam das Traumreich meiner Bitte nach, vergaß Anziehungskraft und Gesetz, ließ mich schweben, bis ich weichen Boden betrat, der sich vor meinen Augen wandelte wie die pulsierenden Farben eines Regenbogens. Sonne umwob mich, warm wie im strahlenden Herzen dieses Landes. Ich war ihr näher gekommen als je zuvor.

Wenige Meter von mir entfernt, baute sich ein schimmerndes Wolkenschloss auf. Ein winziges Lächeln hob meine Mundwinkel.

Ein schimmerndes Wolkenschloss, das zu kaschieren versuchte, was in Adelines Erinnerungen ruhte, zweifelsohne, und dabei auf die wundervollsten Farbnuancen stieß, die ein Mensch sich nur ausmalen konnte.

Einige Momente ließ ich den Anblick auf mich wirken. Atemlos. Dann betrat ich ein Schloss, das für den einzigen Lichtblick errichtet worden war.

Nicht zum Verkauf bestimmt

Ich musste Adeline nicht suchen. Sie stürmte mir aufgeregt entgegen, das braunblonde Haar wirr und in einem Pyjama steckend, der ganz und gar nicht majestätisch wirkte. Sie war erwachsen geworden. Beinahe. Wunderschön dazu und ihre Mundwinkel schienen sich naturgemäß nach oben zu kräuseln. „Ich habe von dir geträumt!“, rief sie aus, ehe ich mich gefasst hatte. Auf der untersten Stufe blieb sie stehen inmitten einer weiten Halle. Unsichtbare Hände spielten Sonaten auf den Flügeln, deren schwarzer Lack im paradiesischen Sonnenschein schimmerte. Kerzenlicht huschte die Kristalllüster entlang, fing sich in den Steinen und spaltete sich wie im Herzen eines Kaleidoskops auf.

Bis zu diesem Moment an glaubte ich, dass kein Ort wärmer wirken könnte als der im Herzen dieser Traumwelt. Adelines Schloss war ein sicherer Hafen. Ein Rücksichtsort, an dem man die Augen schließen, sich vergessen konnte und wusste, was auch geschieht, man würde niemals gezwungen sein, dorthin zurückkehren, wo man nicht sein wollte. Ich glaubte, die Bäume beruhigend summen zu hören, die vor den Toren wuchsen. Ich bildete mir ein, dass jeder Lufthauch tröstend seine Arme um meinen Körper schlang. Adeline wirkte weitaus entspannter, unbehelligter, als ich erwartet hatte. Durch Chrona und Nathaniel hatte ich einen unwiderruflichen Einblick in ihr Leben erhalten. Ein düsteres Abenteuer, dem ich unter keinen Umständen hätte folgen wollen.

Hier, unter der hellen Kuppel des Eingangsbereiches, verblasste jede Grausamkeit und eine mollige Wärme blieb zurück.

„Ich auch von dir“, gestand ich und rang mir ein Lächeln ab. „Adeline, ich würde mich geehrt fühlen, wenn ich über dich schreiben dürfte.“

Sie kicherte, das helle Haar fiel ihr in das sorglose Gesicht und sie breitete strahlend die Arme aus. „Schreiben? Über mich?“ Lachend kam sie auf mich zu und strich mir über die Wange, als wäre es das Natürlichste auf der Welt.

„Über meine Märchen?“

„Märchen?“, fragte ich perplex. Als ich Adelines Schloss betrat, erwartete ich einen zwanghaft sorglosen Platz, der vor meinen Augen zu einer Oase des Glücks erblühte. Ich befürchtete, auf ein introvertiertes, gedankenversunkenes Mädchen zu treffen, dem ich schwer die letzten

Facetten von Nathaniels Geschichte entlocken könnte. Mir wurde recht bald bewusst, dass Adelines Vorstellung von ihrem Leben sich von meinem unterschied. Deutlich. Elementar. Bis in den letzten Winkel. Und ich liebte alles an dem, was sie mir zeigte, mochte es auch noch so sorgenvoll werden, noch so düster. Was Adeline mir schenken sollte, war ihre eigene Erzählung. Ihren eigenen Kern, der bedeutend wertvoller war als jede Silbe, die sie über ihren Bruder hätte verlieren können.

„Meine Märchen“, bestätigte sie strahlend und ließ sich seufzend an mich sinken. „Sie weinen“, flüsterte Adeline und das Lächeln verließ ihre Augen nicht. „Sie weinen fürchterlich, weil sie krank sind.“

„Du heilst sie?“, fragte ich überrascht.

Kichernd nickte Adeline und nahm mein Gesicht in beide Hände. Sie war kleiner als ich und zarter, weicher als alles, was mir je begegnet war.

„Du heilst sie?“, wiederholte ich ungläubig. „Ganz allein?“

„Nicht allein.“ Ihr Lächeln war das reinste Ding, das mir je begegnet war. „Liu ist bei mir.“

„Liu?“ Mir war der Name nie untergekommen.

„Liu“, seufzte sie und eine kleine Wolke schien sich vor ihren Sonnenschein zu stehlen. „Liu, mein Liu.“

„Dein Freund?“, riet ich.

Strahlend nickte sie. „Manchmal kommt es mir vor, als wäre unsere Reise bald vorbei. Kannst du das glauben? Dass eine Reise endet?“

Perplex blinzelnd räusperte ich mich. „Ich bin mir unsicher“, räumte ich ein.

„Lass uns nicht über Enden reden.“ Kichernd klatschte Adeline in die Hände und wirbelte einmal um ihre eigene Achse. „Lass uns über nichts reden, das dunkel ist! Heute scheint die Sonne.“

„Tut sie das hier nicht immer?“

„Manchmal wird es nachts“, sagte Adeline, als wäre es das Natürlichste auf der Welt. „Wenn es dunkel ist, dann scheint sie nicht.“

„Aber sonst immer?“

„Es sei denn, ich hoffe auf Regen.“ Seufzend hob Adeline die Schultern.

„Regen kann befreiend sein.“

Stumm stimmte ich ihr zu.

„Du willst über mich schreiben?“, wiederholte sie, die Aufregung in dem kindlichen, in dem unschuldigen Blick. „So richtig? So eine richtige Geschichte?“

„Alles, was du mir geben möchtest.“

„Ich will dir meine ganze Welt geben!“, rief sie aus und breitete lachend die Arme aus. „Ich will dir alles geben. Ich will sie dir alle zeigen. Die Märchen, die Prinzen, die Prinzessinnen! Schneewittchen, ich kann es nicht erwarten, Schneewittchen zu begegnen. Ich möchte mit Aschenputtel tanzen. Kannst du dir die Magie eines Tanzes mit Aschenputtel vorstellen?“

„Nein“, gestand ich.

„Dann müssen wir damit beginnen.“ Atemlos schlug Adeline sich die Hände vor den Mund. „Es macht gar keinen Sinn, wenn ich es dir erzähle!“

„Was meinst du?“

„Du weißt doch schon, wie die Märchen ausgehen!“

„Ja“, gestand ich. „Aber du sagtest, du heilst Märchen. Da passiert bestimmt.“

„Ich will dir zeigen, wie es dazu gekommen ist.“ Aufgekratzt griff Adeline nach meiner Hand. „Ich will dir zeigen, wie es zu allem gekommen ist. Ich will es dir erzählen!“

„Könntest du auch“, ich stockte, „könntest du es mir auch zeigen?“

„Was willst du zuerst sehen?“, fragte sie mich aufgeregt. „das Ende? Man sollte immer das Ende zuerst kennen, um zu verstehen, wie es begonnen hat.“ Nachdenklich nicken verschränkte sie die Arme vor der Brust. „Wir sollten am Ende anfangen.“

„Kennst du das denn?“, fragte ich stockend.

„Natürlich!“ Kichernd umarmte Adeline mich. „Ich träume das hier wie du. Es ist schon längst vorbei und die Märchen, ich vermisse die Märchen! Hier zu sein, es fühlt sich an, als würde ich nach Hause kommen. Es gibt keine schönere Heimat als die Sicherheit.“

„Das ist möglich“, pflichtete ich ihr bei. „Deine Geschichte wurde bereits erzählt?“

„Nicht erzählt. Ich habe sie erlebt!“

„Dir geht es gut?“, fragte ich zögernd. Verschwendeter Atem. Die Antwort war offensichtlich.

„Gut?“ Adelines Kichern schien die Hallen deutlicher zu füllen als jede Melodie, als jedes Klavierstück, das ein Mensch komponieren könnte. „Ich träume und ich höre nicht auf zu träumen, wo ich auch bin. Wir sind am Leben und die Sonne scheint und selbst wenn sie uns heute vergisst, erinnert sie sich morgen an uns.“

Unvermittelt nahm Adeline meine Hände in ihre. „Ich will, dass du über mich schreibst“, flüsterte Adeline. „Nun, da es das Ende ist, fühle ich mich, als würde ich erwachen.“

„Das Ende?“

„Auf mich wird aufgepasst“, sagte Adeline nur. „Worüber willst du schreiben? Willst du ein Märchen sehen? Unseren ersten Versuch oder den letzten. Ich könnte dir alles zeigen!“

„Gib mir nur das, womit du dich wohlfühlst.“

Lachend legte sie den Kopf in den Nacken, das Strahlen eines kleinen Kindes in den Augen. „Märchen für dich“, versprach sie mir. „Nicht mehr und nicht weniger werde ich dir geben.“

„Das klingt märchenhaft“, gestand ich ihr. „Erzähl mir Märchen.“

„Tausende“, versprach Adeline mir. „Ich werde dir alles zeigen.“

Niemals war jemand eifriger dabei, mir seine Geschichte zu erzählen. Nie zuvor sanfter. Ich begegnete mir selbst in einem flüchtigen Moment ihrer Märchen und grübelte lange über den Grund nach. Länger, als sie mir von ihnen erzählte, länger als ich mir eingestehen wollte.

Die Antwort fiel mir eines Nachts wie Schuppen von den Augen. Märchen sind eine verzerrte Darstellung des Tatsächlichen. Wo sie mich auch beschrieb, werde ich einmal gewesen sein. Woanders. Zu einem anderen Zeitpunkt. Adeline hatte mir eine Ahnung gegeben, wie diese Reise enden würde, und ich hielt mich daran fest, inhalierte es und schenkte Adeline ein schwaches Lächeln, als es daran ging, Abschied zu nehmen.

„Ich werde dich vermissen“, gestand ich ihr.

„Einmal werden wir uns bestimmt noch sehen. Man begegnet sich immer zwei Mal!“ Glucksen schlang sie die Arme um meinen Hals. „Mach, dass es gut wird“, bat sie mich leise. „Nicht nur für mich, sondern für jeden von ihnen. Ich wünsche es mir so sehr.“

„Ich auch“, gestand ich ihr leise.

„Dann mach es.“ Sanft schüttelte Adeline mich. „Wir spüren es doch beide. Du sitzt in der Achterbahn und rast auf den Abgrund zu.“

„Benjamin sagte, dass dreizehn Reihen zu schreiben sind“, sagte ich.

„Wie viele hast du schon?“

Stockend zählte ich in Gedanken nach. Vladimirs Geschichte, von der Benjamin sagte, dass sie noch nicht beendet sei. Cathrins, Raysiels, Caressas, Chronas, Anastasias, Benjamins, Nathaniels, Adelines. Achteinhalb. Ein

unwohles Prickeln ging durch mich hindurch. Gut sieben Jahre des Bannens von fremden Gedanken auf Papier.

„Hast du tief einatmen können?“, flüsterte Adeline.

Ratlos hob ich die Schultern. „Ich schätze schon.“

„Erinnere dich daran.“ Ein Schatten fiel über ihr Gesicht. „Was nun kommt, ist dunkler.“

„Nichts anderes habe ich erwartet“, gestand ich ihr gedämpft.

Adeline räusperte sich. „Wo wirst du als nächstes hingehen?“

„Zu Samantha“, sagte ich.

„Und dann?“

„Ich kenne ihre Namen noch nicht.“

„Sie sind düsterer“, beharrte Adeline leise. „Wir sind nur einige Märchen zusammen durchwandert. Du hast nur einen unserer Versuche gesehen, nie alle. Manchmal zwei.“

„Worauf willst du hinaus?“

„Dass du Wahnsinn erst verstehen wirst, wenn du ihn hinter dich gebracht hast.“

Ich zögerte. „Danke für die Warnung.“

„Nichts zu danken“, flüsterte Adeline. „Einige der Stunden würde ich am liebsten aus meinem Gedächtnis streichen, aber kein Weg ist nur schön, oder? Keiner ist bar jeder Schwierigkeit.“

„Du weißt viel hierüber“, stellte ich fest. „Warum?“

Adeline hob die Schultern. „So richtig gehöre ich hier wohl nicht zu. Nathaniel hat mich freigekauft. Ich will ihn nicht zurücklassen.“

„Das verstehe ich.“

„Mach, dass er eines Tages zu mir zurückkommt“, flüsterte Adeline. „Ich vermisse uns. Ich vermisse viel.“

„Warum gehst du nicht zu ihm?“

„Solange jeder sehen und hören kann, was wir tun, haben wir es nie nur für uns getan. Oder?“ Zarte, nachdenkliche Falten gruben sich in Adelines Stirn.

„Du bist gut“, flüsterte sie. „Du bist sogar sehr gut in dem, was du tust, und ich hoffe, dass du und Benjamin keinen Fehler begangen habt.“

„Womit?“

„Mit allem.“

„Welchem allem?“



Seufzend schüttelte Adeline den Kopf. „Ich kenne dich“, wisperte sie. „Ich habe dich von Beginn an gesehen. Du wolltest diese Bücher nie veröffentlichen. Du wolltest immer, dass sie nur dir gehören.“

„Sie werden nie von Bedeutung sein, wenn ich sie verrotten lasse.“

„Vielleicht solltest du das trotzdem tun.“

„Was auch geschieht“, flüsterte ich, „Benjamin und ich sind uns einig, dass es das Beste ist.“

„Sechszwanzig Bücher vorzuplanen, von denen noch nicht alle geschrieben sind? Was, wenn du stirbst?“

„Meine Bücher haben mich schon länger am Leben gehalten als nur ein paar Monate.“

„Was, wenn du sie beendest? Was dann? Was hält dich dann?“

„Das wird sich zeigen.“

„Dreizehn Jahre sind lang.“

Ich atmete langsam aus. „Du kennst den Plan.“

„Natürlich“, flüsterte Adeline. „Er ist wahnsinnig. Natürlich kenne ich ihn.“

„Man muss verrückt sein, um sich auf neue, um sich auf bessere Gefilde zu wagen.“

„Was versprichst du dir davon?“

„Dass euch eine Stimme gegeben wird“, sagte ich. „Jeden von euch würden die meisten Menschen einfach vergessen wollen, aber das ist nicht das, was ich akzeptieren will. Sobald man euch zuhört, vielleicht glaubt man dann auch mir, dass ich mehr bin als nur ein Freak.“

„Brauchst du das wirklich?“, beharrte sie. „Wozu den Zuspruch völlig fremder Menschen. Mach dich selbst wertvoll!“

„Ich kann nicht“, gestand ich leise. „Ich bin nicht wie du, Adeline. Nur, weil mich jemand liebt, bin ich nicht glücklich. Ich muss wissen, dass das, was ich tue, einen Sinn hat.“

„Warum?“, beharrte sie. „Warum denn nur?“

„Weil sie mir gesagt haben, dass es mir nie gelingen würde.“

„Du tust alles dafür, um fremde Menschen zu beeindrucken?“

„Sie waren mir nie fremd“, sagte ich. „Sie waren meine Lehrer. Sie waren meine Mitschüler. Sie alle haben mich angesehen und beschlossen, dass ich es nicht wert bin, an mich zu glauben. Ihr habt es getan. Ihr tut es noch immer.“

„Wenn du diese Bücher beendest“, flüsterte Adeline, „wirst du Kreaturen

begegnen, die du nicht beherrschen kannst.“

„Es geht mir um die Wahrheit.“

„Sie werden sie verdrehen.“

„Und wenn schon.“

„Was ist dann noch von dir übrig?“, fragte Adeline mich. Schwang Verzweiflung in ihrer Stimme mit. „Wer bist du? Weißt du das überhaupt noch?“

„Ich werde es erfahren, wenn diese Bücher enden.“

„Wenn nicht? Was dann?“

„Ich werde es erfahren“, beharrte ich. „Als ich begonnen habe, sie zu schreiben, hätte ich dir garantiert, dass ich keine Dreizehn werde.“

„Nun verrätst du alles, woran du je geglaubt hast.“

„Nein“, sagte ich entschieden. „Nein. Ich will nur nicht länger feige sein. Ich weiß, was ich kann. Ich weiß, was ich am Ende meines Lebens geschaffen haben will.“

„Neununddreißig Bücher? Wer dankt es dir?“

„Ich.“

„Das wird dir nicht genug sein.“

„Wenn ich auf alles zurückblicke, wenn ich weiß, dass ich Benjamins und meinen Plan eingehalten habe, dann, doch. Dann wird es genug sein.“

„Für Menschen wie dich und Benjamin ist es nie genug“, flüsterte Adeline.

„Niemals.“

„Mein Dreizehnjahresplan ist alles, was ich immer wollte“, sagte ich eindringlich. „Ich möchte mit deinen Märchen beginnen. Ich möchte, dass sie wissen, worauf sie sich einlassen.“

„Das können sie nicht wissen. Du weißt es doch selbst noch nicht.“

„Das werde ich aber.“

„Celina“, sagte Adeline und Tränen schimmerten in ihren Augen, die ich nicht verstand, „ich kenne dich. Ich habe dich gesehen, da hast du es selbst noch nicht getan. Wie willst du dem standhalten? Nicht jeder wird lieben, was du tust. Sie werden es als schlecht deklarieren. Als anders. Wie willst du dem standhalten?“

„Es wird mich nicht kümmern.“

„Es wird dich kümmern!“

Und es sollte mich kümmern wie von der ersten Sekunde an. Jedes bissige, abfällige Wort sollte mich zurück zu meinem Sechzehnjährigen Ich bringen,

das verkündete, es habe das erste Buch an einen Verlag bringen können – und nichts als Spott erntete. Jeder spitze Kommentar sollte mich wieder in die Haut des kleinen Mädchens setzen, das hilflos nach Worten suchte, um gegen diejenigen zu gewinnen, die größer zu sein schienen. Mächtiger. Jede mittelmäßige und jede schlechte Rückmeldung sollte mich hilflos schreien lassen und meine eigenen Zweifel zurückbringen. Wie ich vor Vladimir stand und ihm sagte, dass ich keine Bücher schreiben könnte. Dass ich selbst dann nicht dazu in der Lage wäre, wenn er mich an die Hand nähme.

Ich wusste nicht, was ich tat. Ich wusste nicht, womit ich mich konfrontierte, ahnte nicht, welche Schrecken auf mich in den letzten Zügen warten sollten und ahnte nicht, wie boshaft Menschen sein konnten, nur weil sie weigerten, sich selbst zu erkennen. In einem Spiegel, den ich ihnen bot.

„Es wird mich nicht kümmern“, insistierte ich an diesem Tag. „Ich bin nicht mehr das kleine Mädchen. Wenn ich diese neununddreißig Bücher geschrieben habe, habe ich mehr geleistet als die meisten Autoren in ihrem ganzen Leben.“

„Ich hoffe, dass du dich daran erinnerst“, sagte Adeline. „Ich hoffe, dass es wirklich dabei bleibt. Ich hoffe es für dich.“

„Darf ich mit deiner Geschichte beginnen?“, fragte ich.

Sie schenkte mir ein schwaches Lächeln. „Immer. Sei dir nur bewusst, ich habe dich gewarnt.“

„Am Ende wird alles gut“, versprach ich ihr.

„Es liegt in deiner Hand“, sagte Adeline entschieden. „Was auch geschieht, es liegt in deiner Hand. Gib ihnen nicht diese Macht über dich. Dass du nicht wie sie bist, das ist ein Segen.“

„Ja. Ich werde es ihnen beweisen.“

„Beweis es dir selbst“, flehte Adeline mich an. „Beweis es zuerst dir selbst. Sie werden es sehen.“

„Ja. Ich werde es ihnen beweisen.“

„Zuerst dir. Bitte, beweis es zuerst dir.“

Ich öffnete den Mund, um meine Worte ein weiteres Mal zu wiederholen, verstand den Unterschied nicht, und schloss ihn dann in weiser Voraussicht.

„Danke“, sagte ich.

„Wofür?“, flüsterte Adeline. „Gut möglich, dass ich das letzte Zünglein auf der Waage war.“

„Wofür?“

„Sag du es mir.“

Ich seufzte schwer auf. „Gib mir Zeit.“

„Ich gebe dir alle Zeit der Welt“, sagte Adeline. „Aber du. Tust du das auch?“

Kurz schwieg ich. Dann nickte ich. „Mach dir um mich keine Sorgen.“

„Ich habe dich gesehen“, wiederholte Adeline leise. „Ich kenne niemanden, um den ich mich mehr sorgen sollte. Hör auf, auf das zu hören, was sie dir sagen. Sei du selbst. Sei du selbst, ohne dich je zu entschuldigen. Sei du selbst, weil das ist genug.“

„Ich weiß.“

„Nichts weißt du“, sagte Adeline mit einem winzigen Lächeln und ich fragte mich, wann auf dieser Reise sie weise geworden war. „Aber ich werde dich vermissen.“

„Ich dich auch.“

„Man begegnet sich immer zweimal“, versprach Adeline mir. „Lass es dieses Traumreich sein.“

„Immer.“

„Immer“, wiederholte sie und bot mir ihre Hand an. Ich schlug ein. „Versteh mich nicht falsch“, sagte Adeline Momente bevor ich ging. „Ich liebe deinen Dreizehnjahresplan. Ich bin vernarrt in ihn wie Benjamin und du. Erinnerung dich nur immer daran, Menschen haben zu jeder Zeit das Recht alles über dich zu sagen und alles über dich zu verbreiten.“

„Ja“, sagte ich und nickte entschieden. „Aber ich habe das Recht, ihnen zu beweisen, dass sie falsch liegen.“

Das strahlende Lächeln stahl sich zurück auf Adelines Lippen. „Das hast du. Jederzeit.“

„Es war mir eine Freude, mit dir die Märchen zu durchwandern.“

„Ich habe mich gefreut, dich endlich persönlich kennenzulernen“, sagte Adeline. „Zumindest hier bist du jemand, an dem man kaum vorbeikommt.“

„Vielleicht würde mir das in einem anderen Leben genügen.“

„Vielleicht“, bestätigte sie leise. „Vielleicht. Erinnerung dich an die Sonne, wenn du gehst.“

„Das werde ich.“

„Vergiss mich nicht.“

„Niemals.“

„Degradier dich niemals zu dem, was andere Menschen bereit sind, in dir zu sehen!“, rief Adeline mir nach. „Niemals. Tu es niemals!“

„Niemals“, schwor ich ihr.

„Niemals“, flehte sie. „Tu es nicht. Verlier dich nicht.“

Ich wusste nichts mehr zu sagen. Egal, welches Wort ich an Adeline richtete, es würde sie nicht beruhigen. Ganz im Gegenteil. Also lächelte ich ihr zu und hob die Hand zum Abschied.

„Versprich es mir.“ Adeline stand dort in ihrer Eingangshalle, die Arme um sich geschlungen. „Verlier dich nicht. Niemals hier, niemals dort. Benjamin hat dir den vollen Preis nie genannt.“

„Ich kenne ihn.“

„Du hast keine Ahnung“, flüsterte Adeline.

„Ich erlebe, was sie erleben, und ich zahle den gleichen Preis.“

„Du weißt nicht, was das bedeutet.“

Kühle Schauer begleiteten mich aus dem Wolkenschloss. Die Sonne schien und erleuchtete jeden Winkel dieses Gartens, aber konnte meine Haut nicht berühren. Mir war heiß und kalt zugleich, als ich erwachte. Mir tat mein Kopf weh. Ich fühlte mich verlassen, ich fühlte mich allein.

Neben mir hing aufgelistet der Plan, dem ich gedachte die folgenden Dreizehn Jahre nachzugehen. Natürlich hatte Adeline Recht. Man würde mich für verrückt erklären, erneut als kleines Mädchen degradieren, mir die Worte im Mund verdrehen und man müsste ich sein, um jeden meiner Beweggründe zu verstehen. Ich in einigen Jahren.

Und man hielt mich für verrückt. Man tut es noch immer. Ford sagte einmal, man solle keine Anerkennung für eine Leistung erwarten, die man noch nicht erbracht hat.

Zu diesem Zeitpunkt warteten noch viereinhalb Reihen darauf, dass ich sie schrieb. Zwölf Bücher.

Ich hatte keine Zeit zu verlieren, nicht vor mir, noch vor jemandem sonst. Mir rann die Ruhe durch die Finger und ich hetzte mich selbst an meine Grenzen, als ich in der folgenden Nacht die nächste Hauptprotagonistin ausfindig machte. Koste es, was es wollte.

Degradier dich niemals zu dem, was fremde Menschen bereit sind, in dir zu sehen. Adelines Ratschlag begleitete mich, während ich Samanthas Geschichte ruhen ließ zwischen Chaos und Krieg, Unwissenheit und Pragmatismus. Er begleitete mich, während ich Meinungen lauschte und mir jede einzelne zu sehr zu Herzen nahm.

Kein Buch könne gut sein, wenn man es in drei Wochen verfasse. Kein Buch könnte gut sein, wenn man nicht wisse, was daran geschehen. Kein Buch, das ich verfasste, könnte Ansprüchen genügen.

Was aber, wenn die Meinungen fremder Menschen zu meinen eigenen wurden?

Es schmerzte mir in der Seele, Samantha um eine Pause bitten zu müssen, aber ich wusste nicht wohin. Ich wusste nicht wieso. Warum?

Warum tat ich das. Warum setzte ich mich Meinungen aus und warum war ich schwach genug, um sie mir zu Herzen zu nehmen? Warum fühlte sich jede Seite von Samanthas Geschichte an, als würde sie meine Unzulänglichkeit spiegeln, meine Winzigkeit.

Ich wusste nichts mehr. Nicht mehr viel zumindest und jede Größe, die ich mir erarbeitet hatte, fraß ich auf in dem Versuch, bei Verstand zu bleiben. Meinungen. Meinungen. Es waren stets Meinungen gewesen, die mich in die Knie zwangen. Meinungen, die mit Spott verknüpft waren, mit fehlender Anerkennung und ich arbeitete auf ein Ziel zu, an dem jeder zweifelte, der nicht Ich war. Der mich nicht kannte.

Warum?

Warum nur. Warum?

Ich wollte Zufriedenheit verspüren. Ich wollte wissen, dass ich genug war. Ich wollte es mir vor Augen führen, es in der Gegenwart derer spüren, die mich schätzten, und verlor mich doch in all dem, was ich nicht in der Lage war darzustellen. Zerschmetterte mich zwischen fremden Ideen und spitzen Zungen, die mich lähmten und in eine Grube verdammten, die ich mir selbst gegraben hatte.

„Du schreibst nicht“, stellte Benjamin fest, als wir uns in einem düsteren Teil der Traumwelt begegneten.

„Ich identifiziere mich zu sehr mit Samanthas Geschichte“, sagte ich. „Es ist wahrscheinlicher, dass ich sie nach meinen Vorstellungen ändere, als dass sie wirklich gut wird.“

„Wende dich einer anderen zu.“

„Warum?“ Ich hatte nicht beabsichtigt, dieses eine Wort derart heftig auszusprechen. Schlussendlich kam es kantig heraus, eckig, bissig. Als wollte es Benjamin für jeden Moment meines Lebens verantwortlich machen.

„Warum? Wozu?“

„Wir suchen das Ende“, sagte Benjamin. „Ohne dich kann ich es nicht formen.“

„Warum ich?“, fragte ich ihn heftig. „Warum konntest du dir keinen der anderen sieben Milliarden Menschen suchen? Warum ich? Was hast du dir erhofft?“

„Ich sehe dich“, antwortete Benjamin und was er da sagte, es war mir bei Weitem nicht genug.

„Was siehst du in mir?“, höhnte ich. „Jemanden, der dazu verdammt ist, bis an sein Lebensende an sich selbst zu scheitern?“

„Wenn du auf diese Weise denkst, wird es geschehen.“

„Du hast mich hierhergebracht!“, brüllte ich und verstand nicht, warum ich schrie. „Du hast mich hierhergebracht. Du allein. Warum? Gib mir eine einzige gute Erklärung und ich schwöre dir, ich werde es bis zum Ende schreiben. Gib mir eine einzige Erklärung, warum ich mir das antun muss. Warum ich?“

„Weil du es willst.“

„Ich will es nicht! Ich wollte es nie. Meine ersten Worte gegenüber Vladimir waren, dass ich keine Bücher schreiben will und hier sitze ich und habe fast dreißig Stück geschrieben und werde dafür ausgelacht. Sie lachen mich aus! Weil sie entscheiden, was gut ist. Sie allein. Und sie sagen, wenn ich so schnell arbeite, wie ich es tue, dann kann es nicht gut sein. Dann muss es mangelhaft sein.“

„Beweis ihnen das Gegenteil.“

„Wie? Sie hören mir nicht zu. Man hört mir nie zu. Nicht wirklich!“

„Sie geben, was sie bekommen.“

„Ich schenke jedem ein offenes Ohr. Ich habe jedem absolutes Vertrauen geschenkt, als ich klein war. Erinnerst du dich daran, wie sie es mir gedankt haben?“

„Ja.

„Mit einem alten, dreckigen Tafelschwamm in meinem Gesicht. Mit meinen zerrissenen Hausaufgaben im Müll. Damit, dass sie mich bloßgestellt und ausgelacht haben. Damit, dass sie mir gesagt haben, dass Christen mir erklärt haben, dass ich von Gott nicht gewollt sei!“

„Das ist vorbei.“

„Es ist nie vorbei. Es hört nie auf, weil ich es alles noch sehen kann. Ich kann es alles noch hören und es wiederholt sich, wann immer ich etwas zeige, was sie als unmöglich erachten. Aber es ist nicht unmöglich.“

„Dann beweis es ihnen.“

„Wie?“

„Indem du es möglich machst.“

„Sie sehen fort. Niemand wird es erkennen, niemand wird es honorieren.“

„Komm davon los!“

„Du klingst wie meine Mutter“, spottete ich.

„Es ist vorbei.“

„Es ist nicht vorbei!“

„Weil du es nicht zulässt“, sagte Benjamin. „Ich wählte dich, weil du niemals urteilst, bevor das Urteil angemessen ist. Selbst dann hältst du dich damit zurück.“

„Du warst die letzten Jahre auch völlig auf einem anderen Planeten.“

„Menschen verlieren sich.“

„Ich habe mich nicht verloren!“, brüllte ich. „Ich habe mich nicht verloren. Ich bin hier. Ich bin immer noch hier!“

„Es kümmert dich, was andere über dich denken.“

„Das hat es immer!“

„Nicht, als ich dich kennenlernte.“

„Wow.“ Ich lachte harsch auf. „Wann war das? In einem anderen Leben? Als ich gerade geboren wurde? Wann war das?“

Benjamin seufzte schwer. „Was du niederschreibst, habe ich angehalten, bis sich jemand findet, der bereit ist, das Unbequeme zu betrachten.“

„Damit stehe ich dann wohl weiterhin allein da. Für jeden außer mir ist es schlecht.“

„Es wird schwieriger werden“, sagte Benjamin.

„Klar.“ Ich schnaubte. „Schwieriger als dass man mir vorwirft, ich würde nichts von dem, was ich leiste, leisten.“



„Mach dich los davon.“

„Wie?“, rief ich aus.“

„Hör in dich.“

„Ich kann mich aber nicht hören, weil alles in mir falsch ist. Ich bin ein einziger Fehler. Ich bin eine Fehlfunktion und deswegen habe ich die letzten siebeneinhalb Jahre meines Lebens damit verschleudert, mich zu flüchten. In alles! In jeden. Nur nicht in mich!“

„Es ist nur falsch, wenn du es akzeptierst.“

„Ich habe vor einem Jahrzehnt akzeptiert, dass ich fehlerhaft bin. Und nun?“

„Mach es rückgängig.“

„Rückgängig?“, rief ich aus. „Wie? Ich kann die Zeit nicht zurückdrehen. Ich bin nur ein einfacher, ignoranter, idiotischer Mensch. So war das doch, oder? Jemand, der das alles gar nicht greifen kann.“

„Du tust es dennoch.“

„Warum ich, Benjamin?“, flüsterte ich. „Warum tust du mir das an?“

„Weil du meine letzte Chance warst.“

„Aber warum ich!“

„Weil du mich gesehen hast.“

„Ich wollte es aber nicht. Ich wünschte, ich wäre dir nie begegnet!“

„Ich bin wie du.“

„Aber du bist nicht Ich!“

„Nein“, räumte Benjamin ein, „das bin ich nicht. Ich bin mehr. Ich stehe zu mir.“

„Trotzdem brauchst du mich.“

„Jeder braucht jemanden.“

„Ich habe nur euch“, flüsterte ich. „Wenn ich in dem Tempo weitermache, bin ich in einem Jahr fertig. Und dann?“

„Bleiben die Menschen, die dir nahestehen.“

„Die existieren nicht.“

„Sie lieben dich.“

„Aber sie hören mir nicht zu!“

Benjamin betrachtete mich. Er betrachtete mich lange, während die Finsternis uns verschlang, sich vertilgte, alles verlor. Schweigend trat er vor und zog mich in seine Arme. „Eigentlich“, flüsterte Benjamin, „ist jedes dieser Bücher nur ein Kapitel. Kapitel werden binnen von Stunden geschrieben, von den Zwanghaften in Tagen oder Wochen.“

„Warum?“

„Wenn sie dir vorwerfen, dass man kein gutes Buch in drei Wochen schreiben kann, dann schreib ein gutes Kapitel in einer.“

„Ich brauche nicht mehr so lang für ein Kapitel. Schon lange nicht mehr.“

„Das müssen sie nicht wissen.“

Schniefend vergrub ich das Gesicht an seiner Schulter. „Du bist die Grausamkeit“, flüsterte ich. „Oder? Das bist du.“

„Ich bin die Aufrichtigkeit“, sagte Benjamin leise. „Nie habe ich jemanden belogen, der mir begegnete.“

„Und?“ Ich lachte heiser. „Was hat es dir schon gebracht?“

„Ich bin mit mir selbst im Reinen und darf mit dir zusammenarbeiten.“

„Du wirst noch verfluchen, dass du dir niemanden gesucht hast, der schreiben kann.“

„Jeder hätte die Geschichten verändert.“

„Wahrscheinlich hätten sie das gebraucht.“

„Genug Menschen werden dir das sagen.“ Benjamin nickte sacht. Sein Kinn berührte meinen Kopf. „Genug Menschen werden verstehen, was du tust.“

„Ich habe Angst“, wisperte ich. „Ich habe so furchtbare Angst davor, was ich tue, wenn sie alle fertig sind. Ich habe so furchtbare Angst davor, was passiert, wenn sie die Bücher hassen.“

„Du wirst dich einsam fühlen“, sagte Benjamin. „Du wirst dir wünschen, du hättest nichts von dem getan.“

„Ich könnte diese Reise nie bereuen“, flüsterte ich. „Vielleicht hätte sie wirklich nur zwischen uns bleiben sollen.“

„Zu welchem Zweck?“, fragte Benjamin mich.

„Damit ich mehr bin als nur ein verrückter Freak.“

„Das bist du, sobald du es zulässt.“

„Zulassen“, sagte ich. „Jeder spricht davon, etwas zuzulassen, aber ich kann gar nichts mehr.“

„Beende die Geschichte“, bat Benjamin mich. „Was du brauchst, wird alles beenden.“

„Was ich brauche?“ Schniefend rollte ich die Augen. „Warum sagst du es mir nicht schon jetzt?“

Benjamin hielt mich fester. „Ich kenne die Antwort noch nicht.“

„Wie soll es dann die richtige sein?“

„Du schreibst sie. Ich kenne niemanden, der sie unverfälschter dokumentieren könnte.“

„Warum ich?“, wiederholte ich leise. „Warum ich, Ben? Warum ich.“

„Weil niemand die Welt klarer sieht als du.“

„Woher wusstest du es damals?“

„Sie alle haben einen Teil von mir.“

„Du hast es gesehen“, sagte ich schlicht.

„Das habe ich.“

„Es hat dir gefallen.“

„Ja.“

„Enttäusch mich nicht, Benjamin“, flüsterte ich. „Enttäusch du mich nicht auch noch.“

„Mir imponierte dein Plan, weil er nicht enttäuschen kann“, sagte Benjamin.

„Nicht, wenn du ihn beendest.“

„Das werde ich.“

„Das weiß ich.“

„Und was kommt dann?“, flüsterte ich. „Hast du das auch gesehen?“

„Diese Frage“, sagte Benjamin, „wirst du dir bei Gelegenheit selbst beantworten müssen.“

Ich war nicht dazu in der Lage, zu Samantha zurückzukehren. Noch nicht. Also begab ich mich auf die finstersten Gefilde und als ich bemerkte, dass sie mich verschlingen wollten, gab ich es ihnen zurück. Binnen dieser letzten zwölf Bücher, die ich schrieb, verbot ich es mir, Grenzen zu sehen. Ich verbot mir, Schwäche zu akzeptieren und wann immer mich Rückmeldungen in die Knie zwangen, war ich nicht allein.

Chrona wartete auf mich, während man auf sie schimpfte. Vladimir hielt mich, während ich an meinen literarischen Fähigkeiten zweifelte und Benjamin erinnerte mich an das Ende. Am Ende würde ich es verstehen. Am Ende würde ich alles begreifen.

Es endete, wie es begonnen hatte: mit Vladimir. Mit diesem einen Satz, den ich zwei Monate zuvor bereits geschrieben hatte – für ein anderes Buch, für den gleichen Ausgang.

Als es endete, fiel ich in ein Nichts, das ich nicht zu beschreiben wusste. Am Ende, da würde alles gut. Und ich begriff, warum geschehen musste, was geschah. Ich verstand es. Wirklich. Ich liebte alles daran. Es war ein

Meisterwerk und ich dankte Benjamin dafür, dass ich ein Teil dessen sein durfte.

Mit dem letzten Satz aber, war ich allein. Ich war allein wie mit zwölf Jahren. Es war kalt, es war dunkel und ich hatte nichts und niemanden. Sie kamen nicht mehr zu mir. Wenn ich träumte, dann in einem neuen Reich, das finsterer schien als das Alte. Man hatte mich verstoßen. Endgültig.

Wann immer ich im Schlaf erwachte, stand ich nicht länger vor den pulsierenden Stäben des Tores, das in das Herz des Reiches führte. Ich beschritt nicht mehr diesen gleichen Pfad, auf dem ich Vladimir begegnet war, Cathrin, Chrona, Raysiel. So vielen von ihnen.

Ich war fort. Woanders. Musste eine neue Welt erkunden. Man hatte mir die Fäden durchgeschnitten und verschwiegen, wie es mir möglich sein sollte, wieder zu laufen. Blind paddelte ich im Dunkel, während man mir mein Wasser gestohlen hatte.

Was mir blieb, waren Sätze, von denen ich erwartet hätte, dass sie mich mit Stolz erfüllten, doch waren sie heute nichts weiter als leere Hüllen. Als zerrissene Träume, die man mir achtlos zu Füßen warf.

Mit achtzehn Jahren hatte ich mich auf meinen Dreizehnjahresplan festgelegt und mit neunzehn Jahren begonnen, das erste Buch in seinem Rahmen zu veröffentlichen.

Mit einundzwanzig Jahren waren alle neununddreißig Bücher der Chroniken des Grauen Mannes geschrieben, sechsunddreißig von ihnen vorgeplant. Nichts davon war von Bedeutung. Nichts davon erfüllte mich.

Als ich schlief, beendeten sich die Alpträume, aus denen ich mit elf Jahren, mit zwölf Jahren aufgeschreckt war. Nichts hatte sich verändert. Ich war gleich geblieben, wertlos auf die gleiche Weise.

Sie hatten mich verlassen. Waren nicht da, wenn ich sie am dringendsten brauchte.

Meine Bücher hatten mich am Leben gehalten und nun waren sie fort. Fertig. Ich müsste ihre Veröffentlichung nicht begleiten, nicht die Gleichgültigkeit, die die Zukunft womöglich für sie bergen würde.

Und während ich mich hasste, während ich dieses Projekt verabscheute, begann ich zuzuhören. Außerhalb der Traumwelt. Begann ich zu fühlen. In meiner eigenen Welt. War ich gefroren, spürte ich den stechenden Schmerz des endenden Winters, der mich losließ, der seine Kristalle von mir abzog und mich zitternd zurückließ, während mein Blut kochte. War ich verbrannt,

spürte ich die unsichtbaren Hände, die die Flocken von Asche in die richtige Reihenfolge brachten.

Wenn ich heute von vorn beginnen könnte, wenn ich heute wählen könnte, wer ich sein wollte, wohin würde ich gehen? Was täte ich? Wer würde ich sein?

Wer will ich sein. Wen möchte ich in mir sehen.

Mir war kalt und mir war warm. Ich war erfroren und ich war verbrannt. Was mich verfolgte, das blieb, und was mich in den Wahnsinn trieb, flüsterte weiter.

Aber wenn ich schlafen ging, fürchtete ich die Träume nicht länger. Die neue Welt war belanglos genug, damit ich jede Grausamkeit einfangen konnte, und mich von ihr bestraft oder beraubt zu fühlen. Es war der letzte Atemzug vor dem tiefen Fall. Es war das erste Erwachen nach dem ewigen Schlaf und es war der erste Sonnenstrahl nach Einbruch des ewigen Winters.

Ich wusste nicht wohin. Ich wusste nicht was.

Wann immer ich die Augen schloss, waren sie noch da. Was sie mich gelehrt hatten. Wen sie mir gezeigt hatten. Ich würde sie nicht vergessen, nur weil ich sie hatte gehen lassen und ein Teil von mir wusste, was auch geschieht, sie würden bei mir bleiben. In Gedanken. Selbst wenn wir einander nicht mehr erreichen konnten.

Einige Monate waren vergangen, in denen ich versuchte, Antworten auf Fragen zu finden, die ich mir über Jahre verboten hatte. Einige Monate in denen ich kaum geschrieben hatte, in denen ich, von Untätigkeit zerfressen, in meinem Bett lag und an die Wand starrte. Monate, nach denen ich beschloss, aufzustehen. Mich nicht zu dem degradieren zu lassen, was ich bereit war, in mir zu sehen. Mehr zu sein als eine Meinung.

„Hat ja ewig gedauert.“ Seine Stimme hätte mich beinahe aus meinem öden Traum geschreckt. Grinsend lehnte Vlad an einer schwarzen Mauer, die an ein Krematorium grenzte, das mich durch seine bloße Ödnis überrascht hatte. Die weißen Locken standen ihm wirr ab. Ich lachte ungläubig auf.

„Was tust du hier?“

„Mich verabschieden.“ Er hob eine Schulter. „Irgendwie geht das am Ende immer holterdiepolter und dann ist es vorbei.“

„Ja.“ Ungläubig starrte ich Vladimir an. „Warum bist du hier? Ich habe dich gehen lassen. Warum bist du hier?“

Er lachte leise. „Wer sagt dir denn, dass ich wirklich hier bin und du dir das hier alles nicht nur erträumst.“

„Du wolltest dich verabschieden“, erinnerte ich ihn. „Das hätte ich mir nicht erträumt.“

„Selbst wenn, wäre es egal.“ Vlad vergrub die Hände in den Hosentaschen.

„Ich schätze, ich sollte mich bedanken.“

„Wofür?“

„Du bist da geblieben. Immer. Selbst, als sonst niemand da war“, sagte er.

„Du doch auch.“

Lachend warf er den Kopf in den Nacken. „Meistens.“

„Ja“, wisperte ich. „Meistens.“ Ich starrte Vladimir an, prägte mir krampfhaft jedes Detail seiner Erscheinung ein. Man begegnet sich immer zweimal im Leben. Das hier war das dritte Mal.

„Danke“, sagte ich hilflos. „Danke, dass du mich dazu gezwungen hast, dieses erste Buch zu schreiben.“

„Puh, bloß Eigennutz.“

„Spiel das nicht runter“, bat ich ihn. „Es ist mir wichtig.“

„Dann, keine Ursache.“

„Danke.“

„Keine Ursache.“

Wir standen dort, in dieser falschen Traumwelt, der Qualm einer anderen Geschichte kroch über unsere Köpfe.

„Du könntest einfach aussteigen“, sagte Vladimir.

Matt hob ich einen Mundwinkel. „Warum sollte ich das tun?“

„Du bist fertig. Kehr dahin zurück, lass das Schreiben sein. Tu, was du immer tun wolltest.“

„Ich glaube tatsächlich, dass ich das hier immer tun wollte“, flüsterte ich. „Als wir uns das erste Mal begegnet sind, wusste ich es nur noch nicht.“

Anstatt zu scherzen, breitete Vladimir die Arme aus. Anstatt eines weiteren Wortes.

„Was ich hier tue“, flüstere ich, „ist verrückt, das weiß ich. Aber ich will wahnsinnig genug, damit ich zurück zu dem finde, was andere als vernünftig erachten.“

„Klingt nach einem hervorragenden Motto.“

„Ich möchte das hier für mich“, sagte ich. „Ich möchte das hier für euch. Mir ist klar, dass der Weg steinig wird und dass ich ihn hassen werde. Oft genug hassen. Aber ich will das.“

„Es ist nicht länger alles, was du hast.“

„Ja.“ Ich räusperte mich. „Wir wissen wohl nie, wie die Zukunft aussieht, aber die Richtung, in die sich aktuell alles bewegt, fühlt sich richtig an.“

„Fürchtest du dich?“

„Ständig“, flüsterte ich. „Ich meine, ich habe alles umgeworfen. Ich habe alles hinter mir gelassen. Irgendwie. Ich bin nicht mehr dieses kleine Mädchen. Es wäre falsch gewesen, weiter Träumen nachzujagen, die ich nicht mehr verstehe.“

„Manchmal ist das so.“

„Ja. Ja, ist es.“

„Ich wüsche dir alles Glück der Welt“, sagte Vladimir.

„Ich dir auch.“ Mir zog sich das Herz schmerzhaft in der Brust zusammen.

„Vlad?“, wisperte ich und sprach leise genug, damit ich meine eigene Stimme kaum hörte. „Werde ich dich wiedersehen?“

Leise lachend betrachtete er mich. „Musst du das denn?“

Mir stiegen die Tränen in die Augen. „Keine Ahnung. Vielleicht ein letztes Mal.“

„Wie viele letzte Male noch?“

„Ich weiß nicht.“

„Du hast gesagt, du bist nicht mehr dieses kleine Mädchen.“

„Bin ich auch nicht.“

„Du hast uns gehen lassen. Uns alle. Wir werden dich nicht vergessen.“

„Ich euch auch nicht. Niemals.“

„Also?“, flüsterte Vladimir und nahm meine Hände in seine. „Warum sollten wir unsere Zeit damit vergeuden, an der Vergangenheit festzuhalten?“

„Weil sie sicher ist.“

„Du wolltest doch nie den sicheren Weg gehen.“

„Ja“, flüsterte ich und nickte entschieden. „Ja.“

„Also?“

„Das, was ich geschrieben habe, das bleibt, oder?“

„He, das liegt auf deinem Computer in einer anderen Dimension. So cool, dass ich da hinkomme, so cool wäre ich gern.“

Gequält lachte ich auf. „Das verstehe ich. Ich auch.“

„Du bist schon da.“

„Ja.“ Ich schüttelte leicht den Kopf. „Das bin ich.“ Tief atmete ich durch.

„Danke“, wiederholte ich leise. „Danke, dass du mich gerettet hast.“

„Danke, dass du mich nie aufgegeben hast.“

„Keine Ursache.“

Vladimir schenkte mir ein kleines Lächeln. „Das ist er dann wohl.“

Ich nickte. Vladimir ließ seine Finger locker um meine ruhen und mir ging auf, dass es an mir war, diesen Moment zu beenden. Die Stärke zu besitzen, zurückzutreten.

Ich machte einen Schritt zurück und verschränkte die Arme vor der Brust.

„Danke für das Abenteuer meines Lebens.“

„Keine Ursache“, wiederholte Vladimir und verneigte sich spöttisch vor mir.

„Enttäusch dich nicht.“

„Niemals“, flüsterte ich. „Niemals.“

Als er ging, da blieb ich. Ich blieb zurück und startete in die Rußwolken, die sich aus dem Schlot des Krematoriums quälten. Langsam ließ ich die Arme sinken und sah mich um. Was ich aus diesem neuen Universum machte, war meine Sache.



Ich würde es lieben wie alles, was ich zuvor zu Papier gebracht hatte. Die besten Lehrmeister hatten mich begleitet und, so gut sie es konnten, vorbereitet auf alles, was nun auf mich wartete.

Ich fühlte mich nicht winzig. Nicht unbedeutend.

Ich wusste, was ich als nächstes schreiben musste, um hinter mir zu lassen, was beendet worden war.

Vladimirs Bitte klang nach. Enttäusch dich nicht.

Mein Schwur an mich selbst blieb.

Niemals.

Nicht zum Verkauf bestimmt



